This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Moralische Erzählungen

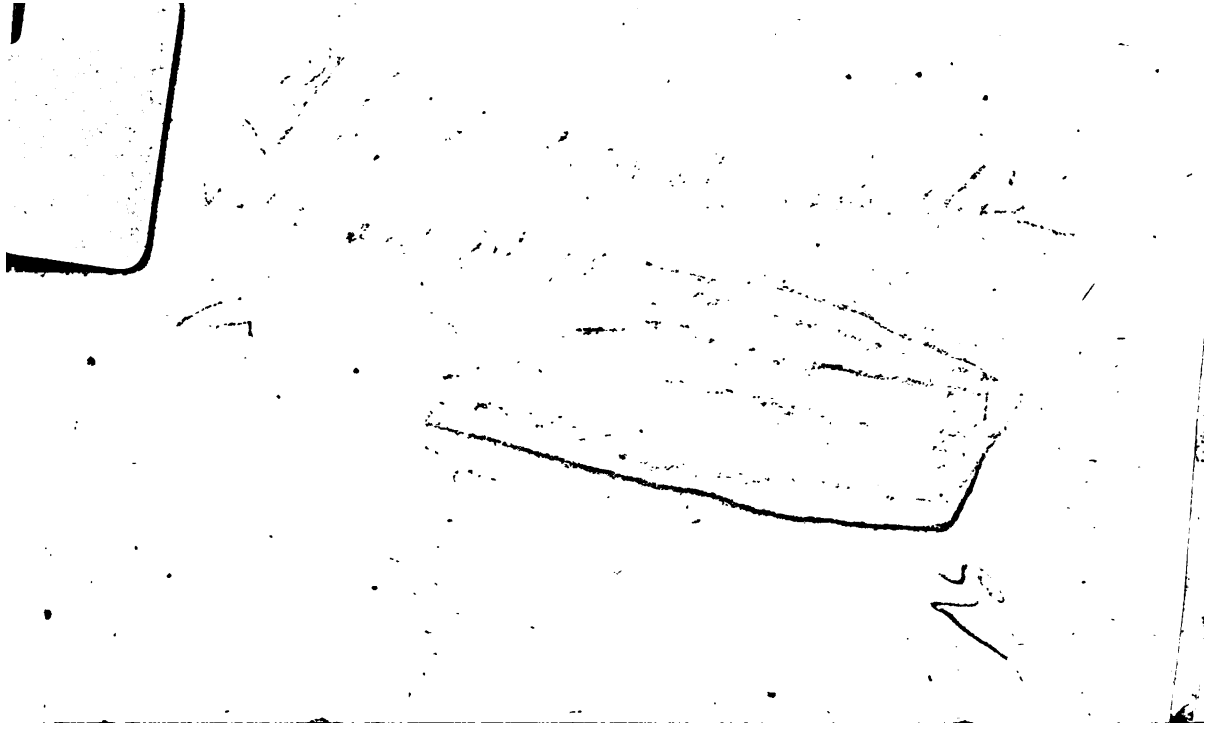
für

die Jugend.

Von

K. F. Lossius.

Zweyte Auflage.



Mary Anne Barston
from her affectionate
Aunts Emilie & Mathilde
Barston
Danzig March 11th
1835

Webber.
1876

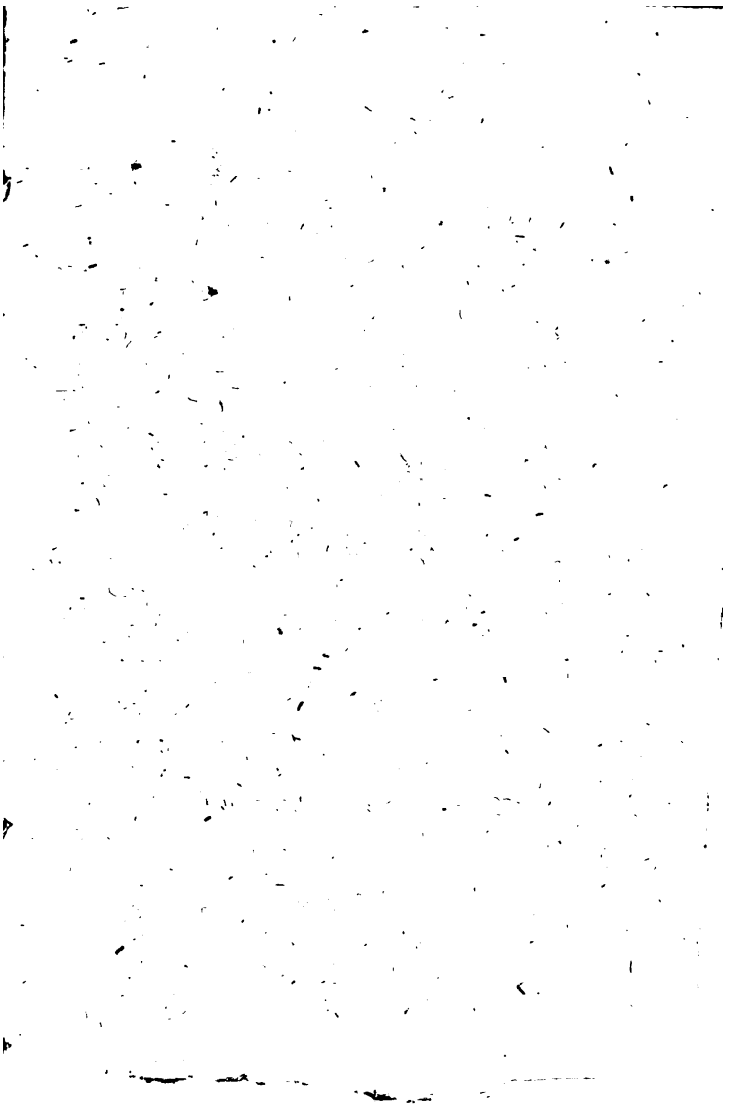
FIEDLER COLLECTION

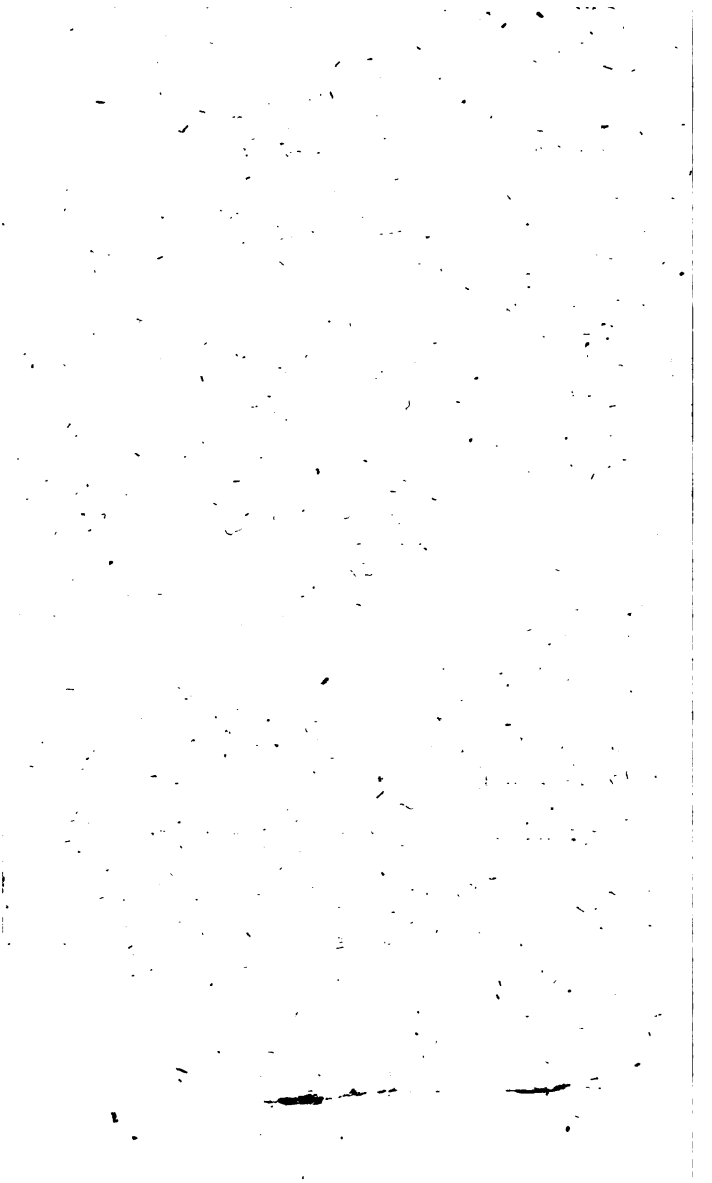
TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Fiedler AI.DE II. A. 21

Gott! mein Vater!





Moraliſche Erzählungen

für

die Jugend.

Von

Kaspar Friedrich Loſſius.

Zweite Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Gotha,

bei Juſtus Perthes, 1827.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 JUL 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Wenn gleich die in dieſer Sammlung enthaltenen Erzählungen ſich nicht alle durch die Neuheit der Erfindung auszeichnen, und ihrem Inhalte nach zum Theil ſchon bekannt ſind: ſo glaube ich doch, daß ſie durch die Art des Vortrags und der Bearbeitung meinen jungen Leſern eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren werden. Ich habe mich dabei größtentheils des Dialogs oder der dramatiſchen Darſtellung bedient, durch welche beſonders in jugend-

gendlichen Gemüthern die Vorstellungskraft mehr belebt und unterhalten wird. Durch diese Art des Vortrags den Sinn für das, was moralisch schön und edel und nachahmungswürdig ist, in jungen Seelen zu wecken und zu beleben, war schon der Zweck bei der Herausgabe der Sittengemälde, von denen bereits drey Bändchen erschienen sind. Für die Besitzer derselben, die diese moralischen Erzählungen als viertes Bändchen jener Sittengemälde binden lassen wollen, ist ein besonderer Titel beigelegt.

Inhaltsanzeige.

1. Die alte Bekanntschaft . . S. 1
2. Der Christ und der Jude . — 15
3. Robert . . . . . — 36
4. Eduard Heister, oder ehrlich währt am längsten . . . . . — 58
5. Christoph, oder die belohnte Kindesliebe . . . . . — 91
6. Emilie, oder die Entdeckung zur rechten Zeit. In Briefen . — 108
7. Melanth, oder der undankbare Gast. Eine Erzählung aus der alten Welt — 131

Die alte Bekanntſchaft.

John Swith, der Sohn eines Schneiders in London, trieb eine Zeitlang das Geſchäft ſeines alten Vaters, aber nicht mit dem glücklichſten Erfolg. Sein unternehmender Geiſt, und der in demſelben ſo rege Trieb zu einem wirkſamern Leben fand in der väterlichen Werkſtatt zu wenig Spielraum. Mit geheimen Unwillen bemerkte er oft die ausgezeichneten Vorzüge des Handels, in deſſen ausgebreiteter Sphäre man ſich leichter bewegen und zu einem höhern Grad des Wohlſtandes erheben könne, als am Schneidertiſche. Doch die Liebe zu ſeinem alten Vater, feſſelte ihn, ſo lange dieſer

ser lebte, an demselben: nach dessen Tode aber überließ er sich seiner Neigung; veräußerte den geringen väterlichen Nachlaß, und begab sich mit der kleinen Summe, die er daraus gelößt hatte, zu Schiffe, um in Ostindien sein Glück zu suchen.

Seine erste Niederlassung war auf Borneo, wo er in einer der dortigen Handlungen zwar sein Unterkommen, aber auch nicht vielmehr als seinen nothdürftigen Unterhalt fand; jedoch durch rege Thätigkeit verbunden, mit Sparsamkeit sich nach und nach so viel erwarb, um eine Reise nach Sumatra zu machen. Durch günstige Umstände kam er hier in das Haus einer Wittwe, die durch den Tod ihres Mannes sich in dem Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens befand; durch seine Gefälligkeit und Redlichkeit in Besorgung der ihm in ihren Hause übertragenen Geschäfte erwarb er sich in Kurzem nicht nur das Zutrauen, sondern auch nach und nach die

Zu-

Zuneigung der jungen Wittwe, daß diese ihm nach Verlauf eines Jahres ihre Hand reichte.

Er lebte mit ihr in einer sehr glücklichen Ehe, ward Vater von einem Sohne, und nahm mit jedem Jahre an Wohlstand zu.

Sein einziger Wunsch war die Zurückkehr in seine Vaterstadt. Er theilte ihn seiner Gattin mit, und fand sie dazu geneigt; nur die Trennung von ihrem Bruder und ihrer einzigen jüngern Schwester, die sie auf der Insel verlassen sollte, fiel ihr schwer; als aber auch diese letztre ihr Verlangen, sie zu begleiten, äußerte, und der Bruder ihr bald nachzufolgen versprach: so stand nun kein Hinderniß weiter der Ausführung des gefaßten Entschlusses im Wege; und nach einer zehnjährigen Abwesenheit lief Sir Swith mit seiner Familie und sehr ansehnlichen Schätzen wieder in der Themse ein.

In der Nähe der ehemaligen väterlichen Wohnung zog er anfangs in einem ansehnlichen Hause zur Miethe, und zog indeß Erkundigung von seinen ehemaligen Jugendfreunden ein. Unter diesen befand sich besonders einer, mit dem er von seiner Knabenzeit an im vertrautesten Umgang gelebt, und der ihm bei seiner Abreise aus London aus seiner geringen Baarschaft einiges Reisegeld aufgedrungen hatte. Sein Name war Thoms; er war Arbeiter in einer Leinewandfabrik, wo er sich kaum seinen nothdürftigen Unterhalt erwarb. Diesen suchte er sogleich in den ersten Tagen nach seiner Zurückkunft auf, fand ihn in seiner ärmlichen Wohnung, warf sich gleich beim Eintritt ihm in die Arme, und drückte ihn einige Minuten schweigend an seine klopfende Brust.

Thoms, der ihm mit Erstaunen in die Augen faßt, und gleich beim ersten Anblick erkennt: bist du es wirklich, oder ist

es

es dein Geist? Swith! alter Herzensfreund? habe ich dich wieder in meinen Armen?

Swith. Ich bins; bin dein Freund! dein Bruder! Es freut mich herzlich, dich in deiner alten Wohnung wieder zu finden! Ja hier ist es, wo ich so manchen lieben Sontag-Abend mit dir zugebracht habe — hier — ja wirklich das ist der alte vierbeinigte hölzerne Tisch noch, wo wir von unserm sauerverdienten Wochengeld so manchen Krug Potter, auf unsers Königs Gesundheit, getrunken, und uns glücklicher wie der König gefühlt haben. Lebt denn deine alte gute Mutter noch; die so manchmal mit uns zankte, wenn es uns in den Köpfen zu warm wurde, und doch so gefällig war, uns wieder ein Frisches einzuschenken?

Thoms. Die starb noch in glücklichen Zeiten, wo die Fabrik noch gut ging, und

und ich habe sie mit Ehren unter die Erde bringen können; jetzt würde ich kaum die Begräbnißkosten aufbringen.

Swith. Also stehts schlecht mit der Fabrik? das ist ja allerliebst! Und mit dir, Brüderchen?

Thoms. Wie mit der Fabrik, herzlich schlecht.

Swith. Das freut mich unendlich. Hast es also nicht bis zum Werkmeister bringen können?

Thoms. Hab' Noth gehabt mich nur auf dem Stuhle zu erhalten. Wäre ich nicht ein so alter Arbeiter des Hauses gewesen, ich hätte längst schon, wie so Viele meiner Mitarbeiter, das Haus verlassen und Matrosendienste nehmen müssen.

Swith. Das ist mir lieb! Du hast doch aber noch deine eigne Wohnung?

Thoms. So lange mich mein Schuldherr darinne läßt, und ich den Zins erschwinden kann.

Swith. Und bist noch unverheurathet?

Thoms. Das fehlte mir noch, daß ich bei diesen nahrungslosen Zeiten noch Frau und Kinder zu ernähren hätte.

Swith. Du hattest ja sonst immer die Sara Neldon im Herzen — da hängt ja ihr Bild noch unter dem alten Spiegel?

Thoms. Ja; zur Erinnerung an glückliche Zeiten. Ich habe sie nun wohl in acht Jahren nicht wieder gesehen. Sie ist jetzt an einem Landwirth in Woolfreet verheurathet.

Swith. Und du hast das so geschehen lassen?

Thoms. Bruder! Wer in den jetzigen Zeiten einem Mädchen nichts als sein Herz

TAYLOR INST. OXFORD

Herz anzubieten hat, der hat sich eines schlechten Kaufs zu gewärtigen!

Swith. Das ist recht gut; du bist also noch ledig — und lebst in deiner einsamen Klause zufrieden?

Thoms. So lange mir der liebe Gott noch das tägliche Brod beschert, bin ich zufrieden; die zwey Hände werden doch hinreichen, das eine Maul zu befriedigen?

Swith. Das erwarte nicht; du kannst krank, du wirst alt werden. Das letztere wünsche ich; wovon willst du denn im Alter leben?

Thoms. Weißt du noch, Swith? da wir Jungen waren, theilten wir unser Stückchen Brod mit einander; und wer von uns ein paar Schillinge übrig hatte, gab sie dem Andern. Hör, alter Knabe! der Himmel hat uns wieder zusammen geführt;

führt; wollen wir es nicht, wie in der Jugend, forthalten?

Swith. Da haſt du meine Hand darauf! — Aber wie ſtehts mit der reichen Erbſchaft deines Onkels, auf die wir ehedem ſchon zum Voraus zechten?

Thoms. Der Onkel ſeliger wollte mir ein Mädchen zur Frau aufbürden, das ich nicht lieben konnte; da ich ſeinen Willen nicht that: entzog er mir die Erbſchaft, und ſtarb bald nachher an einem Schlagfluß. Gott mag ihm ſeine Sünde an mir armen Teufel vergeben haben!

Swith. Alſo auch dieſe Hoffnung wurde dir vereitelt! Armer Schiffbrüchiger! Mich freut es unendlich, dich ſo am Strande nackt und bloß zu finden.

Thoms. Das heiß ich doch Mitleid haben mit ſeinem alten Freunde, bei ſeinem Verluſt frohlockend mit den Händen klatſchen! Wie biſt denn du wieder in den

Hau

Hafen eingelaufen? du wirst doch dein Glück in der neuen Welt gemacht haben?

Swith. Nur in der alten hab' ichs wieder gefunden, da ich dich meinen alten Freund wieder umarmen, und doch wohl auf die Aufnahme in dein Haus rechnen kann?

Thoms. So weit es mein ist, steht es zu deinen Diensten. Die obern Geschosse sind vermiethet; dies Untere wird ja für mich und dich hinreichend seyn? — Hast du schon gefrühstückt? laß uns ein Glas Rum zum Willkommen trinken.

Swith. Laß das jetzt gut seyn, Brüderchen! Ich habe vorerst noch ein nöthiges Geschäft abzumachen. Du siehst mich bald wieder. Leb wohl, bis auf Wiedersehn! (ihn herzlich umarmend.)

Thoms. Eile doch nicht so.

Swith reißt sich aus seinen Armen und stürzte zur Thüre hinaus.

Thoms

Thoms ihm nachsehend. Noch immer der alte närrische Kerl; vielleicht noch um einen Grad närrischer. Man merkt's ihn an, daß er die Linie passirt ist. Ueber alle meine Unfälle äußert er die lebhafteste Freude. — Sollte das Spott von ihm seyn? Nein; dazu ist er zu ehrlich. Aber was aus ihm worden ist? — Dem Anschein nach hat ihm auch kein besondrer Glücksstern geleuchtet. Würde er sonst meine ärmliche Hütte zu seinem Aufenthalt wählen? Bei seinem nächsten Besuch wird sich das aufklären.

Erst am Abende desselben Tags erhielt er darüber nähern Aufschluß.

Ein Wagen fuhr an seiner Thür vor: der Lehnlakai überreichte ihm einen Brief von Swith, worin ihn dieser bat, sich unvorzüglich einzusetzen, und nach seiner Wohnung in der Langhamerstraße zu fahren, wo er ihn mit Sehnsucht erwarte.

Thoms

Thoms ſetzte ſich ohne Bedenken ein; der Wagen, hielt nicht, wie er glaubte, vor der alten Schneiderwohnung, ſondern vor einem der anſehnlichſten Gebäude in der Straße ſtill. Sein Freund empfing ihn am Schlage, und führte ihn mit herzlicher Freude in das erleuchtete Zimmer ſeines Hauſes, wo er ihn ſeiner Familie, die er zuvor auf den Empfang ſeines Freundes vorbereitet hatte, vorſtellte. Die Verlegenheit und das Erſtaunen, in welches der erſte Anblick dieſes unerwarteten Auftritts unſern Thoms geſetzt hatte, löſte ſich bald, durch die freundſchaftlichen Verſicherungen und zuvorkommende Güte dieſer Familie, in Zutrauen und herzliche Freude auf; er überzeugte ſich von dem Glück ſeines Freundes, und empfing von ihm das großmüthige Anerbieten, es mit ihm zu theilen, und ſich von jetzt an, als ein Glied ſeiner Familie anzuſehen.

Der Abend wurde bei einer guten Mahlzeit unter vertraulichen Geſprächen

und

und frohen Rückerinnerungen an die vorigen Zeiten zugebracht. Es war schon spät in der Nacht, als Thoms wieder in seine Wohnung zurück kehrte, und unter angenehmen Träumen von seinem bevorstehenden Glück auf seinem Lager einschlummerte.

Nach einigen Tagen bezog er die Wohnung seines Freundes. Mit diesem entwarf er den Plan zu Anlegung einer grossen Leinwand-Handlung, zu dessen Ausführung Swith sein beträchtliches Kapital anlegte. Thoms leitete das Geschäft mit so vieler Einsicht und Geschicklichkeit, daß sich in kurzer Zeit die Handlung, die sie unter gemeinschaftlicher Firma errichteten, zu einer der ansehnlichsten in London erhob. Bald nachher wurde das Band, das die beyden Freunde vereinigte, durch die Heyrath des Thoms mit der Schwägerin seines Freundes noch enger geknüpft, so daß dieser glücklichen Familie zur Vollen-

sendung ihres häuslichen Glücks nur noch der Wunsch übrig blieb, auch noch ihrem entfernten Bruder in Indien in ihrer Mitte zu haben, der ihnen auch nach einigen Jahren erfüllt wurde.

Der

Der Christ und der Jude.

Es war an einem Sontage Abend, daß David Erdmann, der Inhaber eines Bauerngütchen in L*, an der Straße nach Frankfurt an der Oder, mit seinem jüngsten Sohne von einem Spaziergange zurückkehrte, den er in die schöne ländliche Flur und besonders in die Felder gemacht hatte, die eben im schönsten Grün der aufkeimenden Saat prangten, die seine fleißige Hand im Frühjahre ausgestreuet hatte. Froh hüpfte der rothwangige Knabe an der Hand des Vaters, der ihn schon frühe mit den Markungen bekannt machte, die zu seinem Gütchen gehörten, und die auch

er

er künftig, wenn er erwachsen seyn würde, bearbeiten sollte.

Eben schlugen sie, mit untergehender Sonne, den Weg zum Dorfe ein, und hatten schon die nahe am Eingange liegende freundliche Wohnung im Gesichte, wo die gute Mutter ihrer mit einer frugalen Abendmahlzeit harrte: als sie durch das Geräusch eines daherrollenden schönen Wagens aufmerksam gemacht wurden, der rasch vor ihnen vorüberfuhr, dessen Führer aber beim Einfahren in das Dorf eine so ungeschickte Wendung nahm, daß eines der Vorderräder an den am Wege stehenden Grenzstein mit Heftigkeit anstieß, zerbrach, und der Wagen umschlug.

Im Augenblick sprang David Erdmann hinzu, ergriff die Zügel der scheugewordenen Pferde, um sie aufzuhalten, bis der erschrockene Kutscher wieder zu einiger Besinnung kam, und eilte darauf den beyden

Reis

Reisenden, die aus den Wagen gefallen waren, wobei der eine von ihnen eine leichte Kontusion am Kopfe erhalten hatte, zu Hülfe. Mehrere der Ortsbewohner hatten sich jetzt versammelt, und halfen den Wagen wieder aufrichten, der, da die Vorderaxe gebrochen war, mit Mühe in's Dorf zur Schmiede geschleift wurde.

Erdmann, dessen Wohnung die nächste war, bat die Reisenden, bei ihm einzutreten, und so lange zu verweilen, bis ihr Wagen wieder in guten Stand gesetzt sey.

Beim Hineingehen in's Dorf sagte der eine Reisende zu seinem Begleiter, indem er sich mit einem Tuche das Blut von der Stirn wischte: „Ich werde mich künftig vor diesem Dorfe hüten! wo ich nun zum Zweytenmal in Lebensgefahr gerathen bin.“

Jetzt traten sie in die Wohnung des braven David ein; die freundliche Wir-

thin empfing sie zwar mit Bedauern, wegen des erlittenen Unfalls, doch mit herzlichen Willkommen, und führte sie in die Stube, wo schon der Tisch zum Abendessen bereitet war. Um jedoch diese unerwarteten Gäste noch anständiger zu bewirthen, mußten zuvor noch einige Anordnungen gemacht werden; und um ihnen eine angenehme Unterhaltung für den Abend zu verschaffen, ließ David durch eine seiner Töchter den Pfarrer des Orts, der nicht nur sein Lehrer, sondern zugleich sein Hausfreund und Rathgeber war, ersuchen, ihn und die Gesellschaft mit seiner Gegenwart zu beehren.

Der würdige Geistliche nahm auch die Einladung an. Sein schon graues Haar machte ihn ehrwürdig, aber sein liebevolles Auge, und der Ausdruck der Gutmüthigkeit in seinem Gesichte zog jeden, der ihn sahe, mit Liebe an sich. Mit seinem Eintritt in die Wohnung gewann alles ein festlicheres Ansehen.

Der

Der Pfarrer bemerkte bald, daß die beiden Fremden Juden waren, aber da er die Menschen nach ihrem innern Werthe schätzte, fand er es nicht unter seiner Würde, sich auch mit diesen fremden Glaubensgenossen in vertrautere Unterhaltung einzulassen.

Die geschäftige Wirthin fing jetzt an die Mahlzeit nach ihren besten Vermögen zu beschicken, wobei ihr ihre beyden schon erwachsenen Töchter zur Hand gingen. Die Mahlzeit bestand zwar nur in einem Hauptgerichte, einem Hammelsbraten mit Salat, aber was überdies noch ihre Speisekammer vermachte, das wurde zum Nachtisch aufgetragen, so daß der ganze Tisch mit frischen Waffeln, Nüssen und eingemachten Pflaumen besetzt war. Was aber die Mahlzeit vorzüglich würzte, waren die freundlichen Gespräche der Tischgäste, die besonders auch dadurch noch mehr Lebhaftigkeit erhielten, da die Fremden aus ihren Flaschenkeller

einige Flaschen Wein auftragen ließen, die nach ächt deutscher Sitte unter Gesundheittrinken geleert wurden.

„Sagten Sie nicht, fragte jetzt David den fremden Herrn, als ich Sie zu meiner Wohnung führte, daß Ihnen schon einmal ein Unfall in unserm Dorfe zugestoßen sey?“

Der Fremde: Wohl erinnere ich mich dessen, ob es gleich schon seit geraumer Zeit geschehen ist; aber ich rechne mir es auch dabey zum Glück an, daß ich bey meinem jedesmaligen Unfall gleichwohl in gute Hände gefallen bin.

Man bat ihn, um eine umständlichere Erzählung, und er fuhr also fort:

„Es sind nun über zwölf Jahre, daß ich auf einer meiner kaufmännischen Reisen in diese Gegend kam. Es war spät

im

im Herbste, und schon fing sich der Tag zu neigen an, ehe ich dies Dorf erreichte. Ich war zu Fuß; der Weg war vom Regen, der Tags zuvor häufig gefallen war, noch sehr schlüpfrich. Ich schlug einen Fußpfad ein, der mich, meiner Erwartung nach, näher zu dem Orte, den ich schon vor mir liegen sah, führen sollte; er führte mich aber in einen morigten Wiesengrund und verlor sich allmählig; schon hatte ich einige Sümpfe durchwaden müssen, als ich einen schmahlen Steg erreichte, der über einen Graben geschlagen war; allein das Wasser war übergetreten, so, daß es am Ende des Stegs einen ziemlichen Sprung kostete, um das Ufer zu erreichen. Ich sprang — aber zu kurz, und sank in den Graben; kämpfte lange mich wieder herauszuarbeiten; sank immer tiefer; meine Kräfte verließen mich; ich schrie nach Hülfe, bemerkte aber, so weit ich blicken konnte, kein lebendes Geschöpf; meine Angst stieg immer höher; ich konnte nur noch mit

schwa-

schwacher Stimme rufen, doch kam es mir vor, als vernähme ich eine menschliche Stimme; aber auch mit diesem letzten Funken von Hoffnung schwanden meine Sinne; ich sank ohnmächtig unter. — Wie lange ich in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit geblieben bin, kann ich nicht sagen, weiß aber gewiß, daß ich nie wieder zur Besinnung würde gekommen seyn, wenn mir Gott nicht noch zu rechter Zeit einen Retter zugesendet hätte. — Bei meinem erst spät darauf erfolgten Erwachen befand ich mich, zu meinem Erstaunen, an einem ganz fremden Orte, in einer ärmlichen Bauerhütte in einem reinlichen Bette, und sahe einige fremde Personen mit mir beschäftigt, die mich mit wollnen Tüchern riehen. Für Schwäche konnte ich die Augen nicht lange offen erhalten; ich sank bald wieder in einen sehr wohlthätigen Schlaf, aus dem ich erst am andern Morgen, da schon die Sonne hoch am Himmel stand, erwachte.

„Das

„Dafür sey Gott gelobt!“ rief der heitre Wirth aus, der nebst seiner Hausgenossen und dem Pfarrer mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Erzählung zugehört und sich durch heimliche Winke verständigt hatten; er nahm das volle Glas in die Hand und rief: „da lassen Sie uns eins auf Ihre Gesundheit trinken!“

Meine Erhaltung, fuhr der Fremde in seiner Erzählung fort, glich auch in der That einem Wunder. Meine guten Wirthsleute hatten mich mit einer Vorsicht, Zartheit und Menschenliebe behandelt, die ich von ihnen nicht erwartet hätte und alle die Vorschriften, die man in Fällen dieser Art zu befolgen hat, mit dem glücklichsten Erfolg angewendet.

„Das hatten Sie vermuthlich aus dem Noth- und Hülfsbüchlein gelernt“ sprach David.

Der

Der Fremde. Wenigstens gehörte mein wohlthätiger Wirth in die Klasse derjenigen Landleute, die ihren Verstand auch durch Lesung guter Bücher ausgebildet haben, wozu ihm, wie er mir sagte, sein guter Pfarrer, bey dem er als Taglöhner arbeitete, Gelegenheit verschafte. — Kurz, durch die Hülfe dieser guten Menschen, die mich auf das sorgfältigste warteten und pflegten, wurde ich in den Stand gesetzt, schon am dritten Tage meine Reise fortzusetzen.

David. Wissen Sie denn den Namen des Mannes, der Ihnen damals die hülfreiche Hand reichte?

Der Fremde. Er ist mir wieder entfallen; doch habe ich ihn noch zu Hause in meinem Taschenbuche; sein Vorname aber war David.

David. Sollten Sie ihn nicht mehr von Person kennen?

Der

Der Fremde. Ja wenn ich ihn wieder sehen sollte. Es ist zwar seit lange her — doch ich muß gestehen, ich habe es vermieden, ihn wieder unter die Augen zu treten; denn wir schieden damals leider nicht als die besten Freunde von einander; und ich würde mich jetzt vor ihm schämen müssen.

David. Wie so?

Der Fremde. Ich trug, als ich den vorhin erwähnten Unfall hatte, eine ansehnliche Summe Geld von etwa 800 Thaler in einem ledernen Beutel um den Leib, bei meinem Erwachen im Bette war ich ganz ausgekleidet, bis auf ein Hemd, das mir mein wohlthätiger Wirth angezogen hatte. Als ich das Bett wieder verlassen konnte, brachte mir derselbe zwar alle meine Habseligkeiten wieder, mit einer so gutmüthigen Gewissenhaftigkeit, daß auch nicht der geringste Gürtel oder der Knopf im Hemde fehlte; nur meine Geldkatze

blieb

blieb weg. So empfindlich mir auch damals dieſer Verluſt war: ſo hat ich doch das Herz nicht, ſie von meinem Wirth zu fordern, deſſen Geſicht der reinſte Ausdruck der Redlichkeit war, und dem ich als meinen Erretter die Erhaltung meines Lebens verdankte. Erſt beim Abſchied erklärte ich, daß es mir leid thue, ihm nicht ſeine Dienſte vergelten zu können, indem ich meine Geldbörſe vermiſſe; ſollte dieſelbe etwa noch in ſeinen Händen ſeyn: ſo möchte er ſich damit bezahlt halten. Dies war den braven Bauer empfindlich; er fühlte ſich an ſeiner Ehrlichkeit gekränkt, nnd verſetzte: er hoffe doch nicht, daß ich ihn für einen Dieb hielt? Es kam darüber zu einem Wortwechſel, der damit endigte, daß mich mein guter Bauer unſanft beym Arme ergriff, und mit dem Ausdruck des Unwillens: nun und nimmermehr einen Juden geholfen, und wenn er bis über die Ohren in Sumpfe ſtecken ſollte! mich zur Haus-

thüre hinaus führte, und sie hinter mir mit Heftigkeit zuschlug.

David. Und Sie haben nach der Zeit nichts wieder von dem Bauer erfahren?

Der Fremde. Meine Geschäfte waren so dringend, daß ich mich lange Zeit nicht mehr um ihn bekümmern konnte; auch wurde mir mein Verlust bald wieder reichlich ersetzt, daß ich ihn leicht vergessen konnte.

Zwar kam ich das Frühjahr darauf wieder in diese Gegend, und nahm mir auch wirklich vor, den guten David aufzusuchen, und ihm meinen schuldigen Dank zu bezeigen, zugleich aber auch, ich leugne es nicht, aus Neugierde, zu erfahren, welche Anwendung er von meinem Gelde würde gemacht haben; wahrscheinlich, dachte ich, wirst du ihn nicht mehr in seiner elenden

Hütte

Hütte und in so armseligen Umständen finden. Aber schon auf die Erkundigung, die ich von ihm in der Schenke einzog, befand er sich noch in denselben Zustand, und in dem Rufe eines zwar armen aber braven Nachbars. Ich ging darauf selbst zur Hütte, fand in der Thür derselben ein artiges Mädchen sitzen, das auf die Frage: ob ihr Vater oder Mutter zu Hause wäre? versetzte: nein; sie sind in der Pfarrscheune und dreschen. Ich gab dem Kinde eine Wenigkeit und setzte nun meine Reise fort, überzeugt, daß mein guter Bauer ein ehrlicher Mann und mein Geld wahrscheinlich im Sumpfe geblieben sey.

Der Pfarrer. Es war ja aber doch in öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, daß wer einen Beutel mit Gelde verloren habe, sich bey den Pfarrer des Orts melden, und als Eigenthümer legitimiren sollte?

Der

Der Fremde. Diese Nachricht ist nicht zu meiner Kenntniß gekommen; denn von jener Zeit an habe ich mich außer Deutschland in Handlungsgeschäften herumgetrieben, und dies ist wieder die erste und vielleicht letzte Reise in die hiesige Gegend.

Der Pfarrer. Wünschten Sie da nicht den ehrlichen David noch einmal zu sprechen? Unser lieber Wirth kennt ihn sehr genau.

David (lächelnd). Wie meinen leiblichen Bruder, ja wie mich selbst.

Der Fremde. Wirklich? o so verschaffen Sie mir ja die Gelegenheit, ihn zu sehen, ihm die dankbare Hand zu reichen, und um des letzten Auftritts willen um Verzeihung zu bitten.

David. Ich werde ihn sogleich in die Gesellschaft persönlich einführen.

Mit

Mit diesen Worten entfernte er sich, und winkte seiner Frau und ältesten Tochter, ihm nachzufolgen.

Nach einiger Zeit trat er wieder mit einer alten Jacke bekleidet, einer rauchen Mütze auf dem Kopfe, und mit einem schweren Beutel unter dem Arme in die Gesellschaft ein.

Kennen Sie nun wieder ihren alten Freund David — und diesen Geldbeutel?

Der Fremde erstaunt: Wie? Sie wären es selbst? — Zum zweytenmale mein Erretter, mein Wohlthäter?

Die Tochter. Kennen Sie auch noch dieses Goldstück, das sie dem kleinen Mädchen in der Hausflur geschenkt haben, das hat mir mein Vater anöhren lassen, und ich trage es an festlichen Tagen an meiner Brust.

Der Fremde. Kinder! das ist über meine Erwartung! (aufsteigend und dem braven Bauer in die Arme schließend:) Gelobt

lobt sey Gott, daß ich dich wieder an meine dankbare Brust drücken kann! Wie kann ich dir deine Liebe, die mir erwießene Wohlthat vergelten, du Retter meines Lebens!

David. Dadurch, daß Sie mich zu ihrem Schuldner annehmen, und mir, als mein Gläubiger, dem ich mein Glück zu verdanken habe, gute Bedingungen setzen. Vor's Erste nehmen Sie jetzt wieder ihr Geld in Empfang, dies mir geliehene erste Kapital von 800 Thalern. Es hat reichliche Zinsen getragen: denn dies mein Haus und alles was ich besitze, ist damit erworben worden, und gehört also auch Ihnen zu. Ich bin zeither nur Verwalter Ihres Guts gewesen; von Ihrer Güte wird es abhängen, ob ich es ferner bleiben soll. — Nur wegen des Verdachts einer Untreue muß ich mich noch vor Ihnen rechtfertigen; denn lieber wollte ich wieder in den vorigen Zustand der Dürftigkeit zurück

rücktreten, als mit Verlust meines ehrlichen Namens dies Gut besitzen. Sie, lieber Herr Pfarrer, sind mein Zeuge, und ich fordre sie jetzt zu meiner Ehrenrettung auf.

Der Jude. Das bedarf es gar nicht: ich bin von Ihrer Redlichkeit vollkommen überzeugt.

Der Pfarrer. Unser Freund David ist in der That auf die unschuldigste Weise auf folgende Art zu ihrem Gelde gekommen. Er hatte Sie damals, als er Sie aus dem Sumpfe gezogen und in seine Hütte getragen hatte, auf eine Schütte Stroh gelegt, und ihnen da ihre nassen Kleider, ehe er Sie in sein Bett legte, ausgezogen, wobei ihr Geldbeutel in Stroh liegen geblieben, und mit denselben auf den Mist geworfen worden. Erst in dem darauf folgenden Frühjahre, beym Aufladen des Mistes, fand er denselben, brachte ihn

so

sogleich zu mir, und bat sich Rath aus, wie er es anzufangen habe, um ihn wieder in Ihre Hände zu bringen. Ich nahm denselben in Verwahrung, forderte zu wiederholten Malen in öffentlichen Blättern den Eigenthümer zum Empfang auf: als sich aber niemand dazu meldete, rieth ich ihm gegen den Herbst, da eben dieses Gütchen zum Verkauf kam, dies Geld, als ein Darlehn aufzunehmen, es zum Kauf des Gutes anzuwenden, und es so lange zu verwalten, bis sich der Eigenthümer finden würde. Dies hat sich bis zum heutigen Tage verzogen, und unser Freund hat sich unter Gottes Segen durch seinen Fleiß so empor gearbeitet, daß er nicht nur die Kaufsumme wieder erworben, sondern auch sein Gütchen in den besten Zustand versetzt hat.

David. Ja, das ist alles der Segen ihres Geldes; und ich mache hiermit den Anfang meine Hauptschuld abzutragen;

(ihn dem Beutel darreichend) mit den Interessen werden Sie noch Geduld mit mir haben müssen.

Der Fremde. Freund! setzen Sie mich nicht in Versuchung. Ich bin zwar ein Jude; aber auch ich bin stolz darauf, wie Sie, ein ehrlicher Mann zu seyn. Mein Geld war in gute Hände gefallen; nicht ich, sondern Gott hat dadurch das belohnt, was Sie an mir gethan haben. Ich bin noch immer Ihr Schuldner!

Der Bauer. Nein; nein; ich bin der Ihrige. Dieß Gut gehöret Ihnen, und ich bin zufrieden, wenn Sie mich als Pachter auf demselbigen lassen.

Der Fremde. Nun; wenn Sie mich denn ja zwingen wollen, großmüthig zu seyn: so nehm ich hiermit das Geld zurück; ich schenke es aber Ihren Kindern, und belehne Sie, meinen Freund, hiermit

feyerlich und in Gegenwart dieſer Zeugen, mit dieſem meinem Gut auf ewige Zeiten, wobey ich es Ihnen blos zur Lehnspflicht mache: Ihr Wort, das Sie bey unſrer erſten Bekanntſchaft ausſtießen, zurückzunehmen, und dagegen jeden Nothleidenden, den Sie helfen können, er ſey Jude oder Chriſt, mit Rath und That beyzuſtehen.

Robert.

In der Vorstadt St. Antoine zu Marseille, wohnte die Familie Robert in einer kleinen ärmlichen Hütte. Der Vater dieser Familie, Bernhardt Robert, lebte seit anderthalb Jahren entfernt von derselben in der Gefangenschaft zu Tunis, in die er auf einer seiner Seefahrten gerathen war, die er, in der Hoffnung eines vortheilhaften Handels, in die Levante unternommen hatte.

Da

Da er in dieser Absicht alle sein Geld in diesen Handel gesteckt, und darüber so gar seine Freyheit verloren hatte: so befand sich seine Familie, die aus seiner Gattin, einem schon erwachsenen Sohne von zwanzig Jahren und einer neunjährigen Tochter bestand, in den dürftigsten Umständen. Doch würden diese gern den äußersten Mangel erduldet haben, hätten sie nur ihren geliebten Vater bei sich gehabt. Die einzige ihnen dazu übrige Hoffnung gründete sich auf die Nachricht, die sie aus einem ansehnlichen Handelshause in Marseille erhalten hatten, daß derselbe für die Summe von 500 Liver könnte losgekauft werden.

So groß auch diese Summe für die arme Familie war, die bloß von ihrer Hände Arbeit lebte: so gab doch der junge Robert die Hoffnung nicht auf, dies Geld nach und nach zusammen zu bringen, und nichts war ihm seit der Zeit schmeichelhafter als der Gedanke, der Befreier seines guten

Vat-

Vaters zu werden. In dieser Absicht verdoppelte er seinen Fleiß, arbeitete mit aller Anstrengung von frühen Morgen bis spät in die Nacht, und was er die Woche über von den nothdürftigsten Ausgaben für das Haus erspart hatte, das wurde in einen besondern Beutel gelegt, und alle Sontage Abends mit weit reinerer Freude überzählt, als je der größte Kaufmann bei der Berechnung seines Gewinnes empfinden kann.

So saß an einem dieser Abende die Familie um den Tisch, auf welchen der junge Robert seinen Geldbeutel ausgeschüttet hatte, um zu sehen, wie viel Geld noch an der verlangten Summe fehle? Verdrüßlich rieb er sich die Stirne, als er merkte, daß er es kaum zur Hälfte gebracht habe. Wie konnte es auch anders seyn? Seine Einnahme bestand bloß in dem Lohne, den er mit seiner Handarbeit auf dem Schiffswerfte verdiente; und davon

mußte

mußte er ja auch seine Mutter, die bei einem schwächlichen Körper nur wenig arbeiten konnte, und seine noch unerwachsene Schwester ernähren. Und doch versagte er sich jedes Vergnügen, das sich sonst junge Leute in seinem Alter erlaubten, wenn es auch den geringsten Geldaufwand forderte; ja selbst am Sontage, wo andre feyerten und ihren Vergnügen nachgingen, fuhr er mit einer gemietheten Gondel die Spaziergänger auf dem Kanal, der nach einem der Lieblingsorte des Vergnügens in dasiger Gegend führte.

Wie es doch, sagte er im Anfall übler Laune, einem armen Menschen so schwer wird, eine Summe von einigen Hundert Livres zusammen zu bringen, die so mancher Reiche oft auf ein einziges Kartenblatt setzt, oder auf die liederlichste Art vergeudet. Schon sammle ich Jahr und Tag an dieser Summe, und habe noch keine 300 zusammen. Ja, wenn ich mehrere

reie Paſſagiere der Art gefunden hätte; wie derjenige war, der mir mit einemmale zehn Louisd'or gab.

Die Schweſter. Ja das wär ein guter Engel, nicht wahr, lieber Chriſtoph? Ach erzähle mir doch noch einmal die Geſchichte: du glaubſt nicht, wie gern ich ſie höre.

Robert d. jüngere. Ich hätte es dem Manne gar nicht angeſehen, der einmal eines Sontags Morgens im ſchlichten Ueberrock und ungekämmten Haar und tief eingedruckten kleinem Hute ſich meiner Gondel näherte, daß das ein ſo wohlthätiger edler Herr ſey. Seine finſtre Miene hätte mich bald abgeſchreckt, ihm meine Dienſte anzubieten, und der verdrüßliche Blick, mit dem er mich faßte, als er in der Gondel ſaß, machte mich in der That verlegen, noch mehr wurde ich dies, als er ſein langes Stillſchweigen brach, und ſich mit der

Frage

Frage an mich wendete: junger Mensch, seit wie lange treibst du dies Geschäft? Ich: seit einigen Monaten. Er: und gewöhnlich des Sontags, wo Andre in deinem Alter von ihren Geschäften ruhen und sich vergnügen? das verräth eine starke Anlage zum Geiz, des solltest du dich in deinen Jahren schämen. Ich: mein Herr! wenn sie wüßten, was mich zu diesem Geschäfte veranlaßt, sie würden mich gewiß günstiger beurtheilen. Da er diese Ursache zu wissen verlangte: so erzählte ich ihm die Geschichte der Gefangenschaft unsers Vaters in Tunis; und wie schwer es mir werde, die verlangte Ranzion aufzubringen, da mir dabey noch die Sorge für meine arme kranke Mutter am Herzen liege; wobei mir unwillkührlich eine Thräne in's Auge trat. Der Fremde schien es aber kaum zu bemerken, blätterte in seinem Taschenbuche; fragte nach dem Namen meines Vaters, nach dem Ort seines Aufenthalts, nach meinen Namen und steckte

ganz

ganz gleichgültig die Brieftasche ein, ohne weiter ein Wort mit mir zu sprechen; ich mußte ihn einigemal den Kanal auf- und abfahren. Beim Aussteigen drückte er mir die zehn Louisd'or in die Hand, und ohne meinen Dank anzunehmen, entfernte er sich, in seinen Ueberrock gehüllt, vom Ufer.

Die Schwester. Der gute Herr! wenn wir doch wüßten, wo er wohnte; das beste Sträuschen wollte ich ihm binden, und, ohne Geld dafür zu nehmen, ihm recht dankbar die Hand küssen. Wie sah' er denn nur aus? Ach! wenn er mir vielleicht morgen begegnete, wenn ich mit meinem Blumenkörbchen durch die Straßen gehe. Aber Bruder, du solltest doch nicht so eigensinnig seyn: sondern auch mein weniges gespartes Geld zu den deinigen nehmen; es sind doch auch einige Thaler.

Robert. Julie, laß mir die Freude; ich möchte gern die Befreiung des guten

Vas

Vaters mir als die edelste That meines Lebens anrechnen, und dadurch einigermaßen die Schuld an meinen Vater abtragen, dem ich mein Leben verdanke. Ich kann mir kein höheres Glück als dieses denken.

Die Mutter. Gott segne dich dafür, mein Sohn.

Robert. Ach liebe Mutter! Gern ging ich für meinen Vater in die Gefangenschaft, gern trüg' ich für ihn die Fesseln — wenn mich nicht die Liebe zu dir zurückhielt; das kann ich doch nicht über mich gewinnen, daß ich dich in einem so hülfsbedürftigen Zustande verlassen sollte.

Mutter. Ich kenne dein gutes Herz, aber sey du nur ruhig, und bleibe fort so treu in deinen Geschäften: so wird dir Gott auch diese Freude deines Herzens gewähren, daß du ihn mit deinem sauer erworbnen Gelde auslösen kannst. Du hast ja schon über die Hälfte des Lösegeldes.

Robert. Ja, und wenn du mir den — ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll — den losen Streich hätteſt ausführen, und den Juden Levi um ſeinen Wechſel prellen laſſen: ſo wäre das Sümmchen ſchon voll.

Mutter. Aber da hätteſt du unrechtes Gut geſammlet, und würdeſt dir es immer zum Vorwurf haben machen müſſen: ich habe meinen Vater mit geſtohlnem Gelde losgekauft. Nein, mein Sohn! bewahre ja dein Gewiſſen, und halte dich rein von jedem Unrecht! Kein Pfennig unter dem Gelde ſey auf unrechtmäßige Art erworben: denn wenn du auch den beſten Gebrauch davon machteſt, ja, wenn du es auf den Altar legteſt und zum heiligſten Gebrauch beſtimmteſt: ſo würde dich doch dein Herz verdammen, und dein Opfer wäre dem Heiligſten ein Greuel.

Unter dieſer Unterhaltung ging die Abenddämmerung in Dunkelheit über: es

mußte

mußte schon Licht angezündet, und der Fenſterladen nach der Gaſſe zu angezogen werden, damit Robers ſein Geld nach den verſchiedenen Münzſorten wieder einpacken konnte. Noch ehe er damit fertig war, wurde ſehr heftig an die Hausthür geklopft. Um Zeit zu gewinnen, das Geld zuvor auf die Seite zu ſchaffen, befahl Robert der Schweſter, nur langſam die Thür zu öffnen.

Bei Eröffnung derſelben trat ein Mann in Reiſekleidern in das Haus ein, reichte dem Mädchen ſchweigend die Hand, und trat von demſelben geleitet in die Stube.

Gleich beim erſten Anblick erkannte Robert ſeinen Vater — Gott! mein Vater! rief er im freudigſten Erſtaunen aus, und ſprang ihm mit offnen Armen entgegen.

Mit Mühe rafte ſich die Mutter von ihrem Lehnſtuhle auf; die unvermuthete

Er-

Erscheinung ihres Mannes setzte sie ganz außer Fassung; ihre Knie wankten, sie sank halb ohnmächtig in ihren Lehnstuhl zurück; kaum besaß sie so viel Kraft, den einen Arm um ihren Mann zu schlingen, als er sich ihr sie zu küssen näherte.

Julie warf sich mit dem Schrey der Freude dem Vater zu Füßen, und umschlang seine Knie mit ihren Armen.

Es war eine stumme aber ausdrucksvolle Scene, die sich nicht beschreiben — nur denken läßt. Erst nach einigen Minuten lößte sich die Freude in Worten auf, mit denen der Vater wieder seine Familie begrüßte und von ihr bewillkommt wurde.

Aber auch gleich nach dieser ersten Aufwallung der Freude zog sich der junge Robert wieder in den Winkel der Stube an den Tisch zurück, wo er vorhin gesessen hatte, und sahe mit einem düstern Blick

ge-

gerade vor sich hin, als schien er keinen weitern Antheil an der Freude des Hauses zu nehmen, indeß Mutter und Tochter nicht fertig werden konnten, den Vater mit ihren Fragen über seinen bisherigen Aufenthalt und seinem Schicksale zu bestürmen, die er ihnen nicht schnell genug beantworten konnte.

Aber sagt mir nur, sprach der Vater: wie in aller Welt habt ihr meine Befreiung möglich gemacht? Ich weiß, in welchen dürftigen Umständen ich euch verlassen habe: wie seyd ihr zu dem Gelde gekommen? besonders du mein Sohn — denn dir habe ich es ja wohl vorzüglich zu danken.

Der junge Robert schwieg; bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen, und stützte sich mit den Ellenbogen auf den Tisch.

Der Vater. Wie? mein Sohn! du kannst mir nicht getrost in's Auge sehen? Blicke

Blicke doch auf; macht dir der Anblick deines befreiten Vaters keine Freude?

Robert enthüllte sein Gesicht. Nur zu deutlich bemerkte man auf demselben die Merkmale des Unwillens und einer gewissen Unruhe, wobei ihm helle Thränen in den Augen standen.

Der Vater mit ernstem Tone. Robert, was ist das — was lese ich in deinen Augen? woher die finstre Wolke, die dein Gesicht trübt, und die Freude des Wiedersehens auf einmal unterdrückt? Robert! du erregst einen schrecklichen Verdacht in meiner Seele. Dich hat gewiß die Liebe zum Vater zu einem Verbrechen verleitet; du hast meine Befreiung durch ein Bubenstück bewirkt. Rede vor deinem Vater die Wahrheit; wie bist du zu dem Gelde gekommen?

Vater! rief Robert aus, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte: du hast

haſt mich in einem falſchen Verdacht; ich habe mich deiner nicht unwürdig betragen: aber was mich kränkt, was mir die Freude deiner Befreiung nicht in ſo vollem Maaße empfinden läßt, iſt dies, daß ich nicht dein Befreier bin; daß ich dies Glück, auf welches ich mein ganzes Beſtreben richtete, mir nicht anrechnen kann, dir die Feſſeln der Sclaverei gelößt zu haben.

Vater. Durch wen wär es denn ſonſt geſchehen? Unſer Konſul in Tunis hat mir doch ausdrücklich geſagt, daß ich meine Befreiung meinem Sohne zu verdanken hätte.

Robert. Wie ſtolz würde ich darauf ſeyn, wenn ich dies Verdienſt um dich, mein Vater, hätte! Nein ich bin der Glückliche nicht, für den ich mich ſo manchmal in ſüßen Träumen hielt, wenn ich von meinem Tagewerke hier in dieſer von dir verlaßnen Hütte ausruhte und dachte: einſt

TAYLOR INS. OXFORD

wirſt du den Vater in dieſelbe wieder zurück führen.

Julie. Genug, wir haben den lieben Vater wieder. Gott hat ihn uns wieder geſchenkt; denn ohne den lieben Gott geſchieht ja doch nichts Gutes in der Welt. Wie war dir nur, Vater, als du deine Befreiung wieder erhielſt?

Vater. Ich befand mich eines Morgens, wie gewöhnlich, in dem Garten meines Herrn, des Bay von Tunis, mit mehrern meiner Mitgefangnen über der Arbeit, als er mich durch einen ſeiner Verſchnittenen zu ſich fordern ließ. Schon im Vorhof ſeines Pallaſtes wurden mir, zu meinen Erſtaunen, die Feſſeln abgenommen; ich wurde darauf zum Bay geführt, der auf einem Sopha ſeine Pfeife Tabak rauchte; ich warf mich vor ihm zur Erde nieder; er hieß mich aufſtehen und erklärte: ich wäre frei; ich ſollte nur ſogleich zu

den

den französischen Konsul gehen, um da das Weitere zu erfahren. „Aber, setzte er hinzu: nimm dich in Acht, Hund, daß du mir nicht wieder in die Hände kommst: sonst kommst du so wohlfeilen Kaufs nicht wieder davon.“ — Ich stammelte in meiner Landessprache einige Worte des Danks, und verließ im Taumel der Freude das Haus meiner Knechtschaft mit einer Eilfertigkeit, als fürchtete ich noch die Schläge des Treibers. Als ich beim Konsul vorgelassen wurde: befragte er mich sorgfältig, wegen meines Namens, Herkunft, Standes und dergleichen, und ob ich einen Sohn, Namens Franz Robert hätte? als ich dies bejahte, prieß er mich glücklich, einen so braven Sohn zu haben, der meine Befreiung bewirkt habe, zahlte mir die Summe von 300 Livers als Reisegeld aus, und wünschte mir eine glückliche Reise. Freudetrunken ging ich von da zum Hafen, fand ein französisches Schiff segelfertig, mit welchem ich nach einigen Tagen aus dem

Hafen nach meinem geliebten Vaterlande zusteuerte, das ich nun wieder nach einer glücklichen Fahrt begrüßte.

Vater! rief Robert wie vom Traume erwachend aus: nun merke ich, wer dein Befreier ist. Gewiß kein andrer, als der gute Herr, den ich vor etwa einem halben Jahre auf der Gondel gefahren habe. Drum fragte er so sorgfältig nach deinem und meinem Namen, und schrieb dieselben in seine Schreibetafel; ja, jetzt fällt mir ein, daß er beim Aussteigen, als er mir Gold in die Hand drückte, hinzusetzte: junger Mann, bleib immer so brav; du wirst deinen Vater wieder sehen!

Er erzählte darauf den Vater die Geschichte von jenem glücklichen Morgen umständlicher; alle stimmten der Vermuthung bei, daß dies ihr großmüthiger Wohlthäter sey, und wünschten nichts mehr als ihn persönlich zu kennen, und ihm ihren

Dank

Dank bezeigen zu können. Am meiſten wünſchte dies der junge Robert, und erklärte: er würde nicht eher ruhen, bis er ihn aufgefunden und ihm ſeinen Dank abgeſtattet habe.

Laßt uns, ſprach die Mutter, laßt uns über unſerer Freude nicht vergeſſen, daß unſer guter Vater von der Reiſe kömmt und ein gutes Abendbrod nöthig hat. Lieber Robert, du wirſt dafür ſorgen. —

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als Robert in ſeinem vollen Beutel griff, und Julien bat, ihn zum nächſten Gaſthof zu begleiten. — In kurzer Zeit kehrten ſie wieder zurück, und bei einer frugalen Abendmahlzeit und einer Flaſche Wein genoſſen ſie jetzt das lange entbehrte Vergnügen der Unterhaltung mit ihrem geliebten Vater.

Aber während ſie einander die Geſchichte ihrer überſtandenen Leiden erzählten, wur-

den

den sie plötzlich von einem auf der Straße entstehenden Feuerlärm unterbrochen. Robert der Sohn öffnete den Fensterladen, und sahe mit Erstaunen, daß das Feuer in der Nähe hochauflohderte. Er und sein Vater, ob er gleich von der Reise ermüdet war, verließen sogleich das Zimmer, um den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen und die Gefahr des Feuers zu dämpfen. Mit Besonnenheit ergriffen sie eine Feuerleiter, die in der Nähe ihrer Wohnung zu solchem Gebrauch aufgehangen war, und eilten mit derselben zur Stätte des Unglücks.

Das Feuer war in dem untern Geschoß eines Hauses ausgebrochen; die Flamme schlug schon aus der Thür und den Fenstern heraus, und hatte die Stiegen, die zu den obern Stockwerken führten, ergriffen. Die Bewohner der beyden niedrigern Geschosse hatten sich glücklich durch die Flucht gerettet; nur aus dem obersten

Stock

Stock schrie eine weibliche Stimme fürchterlich um Hülfe: rettet um Gotteswillen meinen alten Vater und mir das Leben! Aber unter der beigelaufenen Menge von Menschen war keiner, der es wagen konnte, durch die Flammen zu dringen; vergebens bot einer von den Anwesenden seine Goldbörse dem zur Belohnung an, der die Unglücklichen retten würde.

Eben kamen die beyden Roberts an; auch sie vernahmen das Angstgeschrei, legten sogleich ihre Leiter an, und der jüngere Robert eilte auf derselben den Unglücklichen entgegen. Er erreichte glücklich das obere Stockwerk, ließ sich da einen Greis aus dem Fenster auf den Rücken setzen, und trug ihn unter lautem Geschrei der Menge herunter; kaum hatte er ihn auf den Boden gesetzt, als er sogleich wieder die Leiter aufklimmte, und obgleich schon das Feuer an seinen Kleidern leckte, auch die Tochter des Greises, ein junges

Mäd-

Mädchen aus den Flammen rettete. Während er jetzt mit seinem Vater beschäftigt war, die beyden Geretteten aus dem Getümmel zu einer sicherern Freistätte zu tragen, näherte sich ihnen der Mann mit der Goldbörse, und bot ihnen dieselbe zur Belohnung ihrer edlen That an.

Kaum daß ihn der jüngere Robert eines Seitenblicks würdigte, indem er erklärte: sie hätten aus Pflicht und nicht um des Lohnes willen, sich in die Gefahr gesetzt; aber als der Unbekannte ihnen gleichwohl sein Geld aufdringen wollte, und er ihn jetzt schärfer in's Auge faßte — da erkannte Robert in ihm den Mann mit dem grauen Ueberrock und dem kleinen tief in's Gesicht gedrückten Huthe, den er ehemals in seiner Gondel aufgenommen hatte, seinen Wohlthäter — den Retter seines Vaters! — Das ist Er! rief er mit einem lauten Schrei aus. Vater! dein großmüthiger Befreier — und eben war

er

er im Begriff den Greis von seinen Schultern abzusetzen, und sich seinem Wohlthäter dankbar zum Füßen zu legen: als dieser sich in dem Augenblicke entfernte, und unter der Menge des Volks wieder ihren Augen entzog.

Die Gelegenheit, ihren edlen Wohlthäter persönlich kennen zu lernen, kam ihnen nicht wieder, so sehr sich auch Vater und Sohn darum bemühten; ja der Name des Edlen würde ihnen unbekannt geblieben seyn: wenn sich nicht nach dem Tode desselben unter seinen Papieren eine Quittung des Konsuls in Tunis über den Empfang von 800 Franken zur Ranzionirung des Joh. Robert aus Marseille vorgefunden hätte: der Name des Edlen war Herr von Beaumarchais.

Eduard Heister

oder

Ehrlich währt am längsten.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergehen, als Eduard Heister aus dem Wäldchen bei L..k hervortrat, um sich noch einmal durch den Anblick der schönen Gegend zu erheitern, in der er so manche stille Freuden im Schooße der Natur genossen hatte, und dann auf immer von ihr Abschied zu nehmen.

Fürchterlich war der Kampf gewesen, den er mehrere Stunden lang im finsterſten

sten und entlegensten Dickigt des Waldes, sich selbst und seinem Schmerz so ganz überlassen, gekämpft hatte. Mehrere Pläne und Entwürfe waren durch seinen Kopf gegangen, von denen einer den andern verdrängte.

Er hatte bisher als Handlungsdiener in R.. Hause in L.. gestanden, hatte die Geschäfte seines Herrn mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgt, war aber nicht vermögend, den Verfall dieser Handlung abzuwenden, der durch die Sorglosigkeit seines Prinzipals, noch mehr aber durch die verschwenderische Lebensart seines Sohnes beigeführt wurde, der sich der schändlichsten Kunstgriffe bediente, ja, gewissenlos genug war, die Kasse seines Vaters zu bestehlen, um seine ausschweifende Lebensart fortzusetzen.

Nur zu bald bemerkte Eduard, daß er in diesem Hause nicht an seinem rechten

ten Platze stand. Von Jugend auf an ein sittliches religiöses Betragen gewöhnt, war ihm der leichtsinnige Ton, der in diesem Hause herrschte, durchaus zuwider. Bei dem festen Grundsatz, den er angenommen hatte, immer rechtschaffen zu handeln und sich nie zu einem Werkzeuge der Ungerechtigkeit hinzugeben; sahe er sich oft genöthigt, die ungerechten Anträge Wilhelms, so hieß der Sohn des Hauses, von sich abzuweißen; dieser sah ihn daher als seinen Feind an, den er so bald als möglich als einen lästigen Aufseher aus dem väterlichen Hause zu verdrängen suchte.

Von allen denen, die mit ihm in gleichen Geschäften im R.. Hause standen, war keiner, den sich Eduard mit Zuverlässigkeit anvertrauen konnte. Die mehresten waren auf der Seite des verwilderten Sohnes, und ließen sich von ihm zur Ausführung seiner liederlichen Streiche als Theilnehmer an denselben mißbrauchen; und die

die andern waren zu engherzig und furchtsam, um es nicht mit dieser mächtigern Parthie zu verderben.

So stand denn der redliche Eduard allein da, aber fest und unerschütterlich auf dem Fels seiner Rechtschaffenheit und ungeheuchelten Gottesfurcht. Doch war eine einzige menschliche Seele in diesem Hause, die er seines ganzen Zutrauens würdig hielt, und an die er sich mit gänzlicher Zuneigung anschloß; diese fand er in der Person eines schon etwas bejahrten männlichen Bedienten, des braven Anton, der hier seit mehrern Jahren das Amt eines Geschäftträgers oder Markthelfers verwaltete, die Versendung der Packete, Waaren und Briefe innerhalb der Ringmauern der Stadt besorgte, und einer der ehrlichsten Menschen war.

Welche Freude war es für diesen biedern Alten, an Eduard einen jungen Mann

zu

zu finden, der sich so ganz von den jungen Leuten dieser Zeit, über deren unbesonnene Streiche er so manchmal seinen grauen Kopf schüttelte, durch sein gesetztes Wesen unterschied, sich so freundschaftlich zu ihm herab ließ, stundenlang mit ihm an den Feierabenden unterhielt, Sontags so regelmäßig die Kirche besuchte, und da mit ihm aus einem Buche sang.

Da er so viele Jahre in R.. Hause gelebt und bei allen Veränderungen in demselben seinen Posten, den er mit Treue und Redlichkeit vorstand, behauptet hatte: so hatte er ein gewisses Ansehn dadurch im Hause erlangt, ja selbst der Sohn seines Herrn, den er von nicht langer Zeit noch Du hieß, weil er ihn als Knabe auf den Armen getragen hatte, mußte ihn Achtung beweisen, und sich von ihn manche derbe Wahrheit sagen lassen.

„Ich danke es dem lieben Gott, sagte der gute Alte einsmal zum Eduard, wobei

bei er ihm treuherzig die Hand schüttelte! daß er Sie in unser Haus geführt hat! denn schon fing ich an zu zweifeln, ob es noch einen gottesfürchtigen, tugendhaften Jüngling in der Welt gäbe? Seit langen Jahren hat sich wenigstens keiner in unserm Hause sehen lassen, und wenn auch zuweilen einer noch mit ein Bischen Religion in's Haus trat: so wurde er gar bald von dem Leichtsinne der übrigen angesteckt und zu liederlichen Streichen verleitet. Sie, lieber Eduard, haben mir wieder Glauben an jugendliche Frömmigkeit und Tugend beigebracht. Bleiben Sie ja dabei. Vielleicht sichern Sie noch eine Zeitlang durch ihre Redlichkeit das Glück dieses Hauses; ich fürchte, ich fürchte, es nimmt kein gutes Ende! Der gottlose Wilhelm wird seinen Vater noch in Jammer und Noth bringen; und der alte Vater ist mit Blindheit geschlagen. Machen Sie sich der Sünde nicht theilhaftig. Können wir's nicht hindern: so wollen wir's

doch nicht befördern. Kommt er ja, der gefürchtete Unfall, — so haben wir doch unser Gewissen rein erhalten. Sehen Sie, mein Kopf wird schon grau; der Ihrige wird's auch einmal. Gott gebe, daß wir mit Ehren graues Haar tragen und in's Grab nehmen."

So nachsichtig auch der alte R... bei den Ausschweifungen seines Sohnes war, und selbst seit einiger Zeit sich, wie er sagte, die Grillen bei einer Flasche zu vertreiben suchte: so war er doch bei aller seiner Verblendung so kurzsichtig nicht, daß er nicht den Verfall seines Hauswesens und die Verminderung seiner Einkünfte hätte bemerken sollen; aber er suchte die Ursachen darin nicht da, wo er sie hätte suchen sollen, sondern in den äußerlichen Conjuncturen, und tröstete sich mit der allgemeinen Klage, daß der Handel nicht mehr so blühend, wie vormals sey — und daß man jetzt so wenig ehrliche Leute finde,

der

denen man die Handlungsgeschäfte mit Zuversicht anvertrauen könne. Dieser Mangel an Zutrauen zu seinen Untergebenen hatte sich vorzüglich in seinen Herzen festgesetzt, und war besonders durch seinen Sohn bei ihm unterhalten worden, dem es schon mehrmals gelungen war, durch diesen Verdacht so manchen aus dem väterlichen Hause zu verdrängen, der seinen Absichten zuwider war; einige derselben hatten ihn auch wohl durch ihre Untreue bestätigt: und selbst Eduard konnte bei aller seiner Redlichkeit es nicht dahin bringen, das nun einmal so tiefgewurzelte Mißtrauen aus dem Herzen seines Herrn zu verbannen: ein jeder, auch der beste Mensch, handle eigennützig.

Ob nun gleich Eduard in seinem bessern Gefühl und innerer Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit Beruhigung fand, die jene unangenehme Empfindung milderte, daß ihm sein Herr nicht das volle Zu-

trauen, das er so sehr verdiente, schenkte: so besaß er doch zu wenig Menschenkenntniß und Klugheit, sich in einer so mißlichen Lage zu halten. In der Zuversicht, daß er bei seiner Rechtschaffenheit auch den fürchterlichsten Stürmen Trotz bieten könnte, merkte er nicht die Gefahr, die schon über seinem Haupte schwebte, und blieb so ganz sorglos und unbekümmert, während Wilhelm, dem er einen solchen Grad von Bosheit nicht zutraute, seinen Fall bereitete und ihn in den schwärzesten Verdacht bei seinem Vater zu setzen wußte.

Schon einige mal hatte dieser einen Defect in seinen Kassen bemerkt. Sein Sohn, dem er diese Bemerkung mitgetheilt hatte, bezeugte seine Verwunderung darüber: wie es nur möglich sey, daß Menschen so treulos an ihm handeln und seine Güte so mißbrauchen könnten. Er sey doch so freigebig gegen seine Leute, gäbe ih-

ihnen einen so ansehnlichen Gehalt, und doch begnügten sie sich damit nicht. Da sey der Eduard; der habe kaum einen Rock auf dem Leibe gehabt, als er in die Handlung gekommen sey, und jetzt sey er so gut gekleidet und führe einen so vollen Beutel in der Tasche, daß er sich nicht getraue neben ihm in Gesellschaft aufzutreten.

Ob gleich der Zunder des Mißtrauens schon in dem Herzen des Alten lag, so wollte doch anfangs der Funke der Verläumdung nicht treffen, aber er wurde zu oft durch den giftigen Hauch des Verläumders angefacht, daß er doch zuletzt Feuer fing und durch ein besonderes Bubenstück in volle Flammen ausbrach.

Es war an einem Sontag Morgen, als Eduard seiner Gewohnheit nach mit seinem Freund Anton in die Kirche gegangen war. Während er sich hier von neuen

in den christlichen Grundsätzen der Tugend stärkte, führte der schlaue Bösewicht seinen Vater auf die Stube, die Eduard so eben verlassen hatte. Auf dem Tische lag noch Hermes christliches Handbuch aufgeschlagen. „Sehen Sie hier den Frömmling! Werden Sie es glauben, welch eine schwarze Seele er mit der heuchlerischen Miene verbirgt? Aber der Betrüger hat sich selbst durch seinen Leichtsinn verrathen. Er hat vergessen seinen Koffer zu verschließen, da sehen Sie hier.“ —

Jetzt öffnete er den Koffer und zog unter einigen Kleidungsstücken eine Rolle Geld hervor, die er kurz zuvor dahin versteckt hatte, und die der Alte, aus bestimmten Münzsorten, für sein entwendetes Eigenthum erkannte. Sogleich mußte ein öffentlicher Beamter, der sein alter Vertrauter und Zechbruder war, nebst einem Notarius und Zeugen beigerufen werden, um im Fall Eduard den Diebstahl leug-

leugnen würde, ihn gerichtlich zu überführen.

Unbefangen und ruhig, wie jeder, der sich keines Verbrechens bewußt ist, und voll innerer Zufriedenheit mit sich selbst, kehrte Eduard von dem Orte, wo er sich vor Gott seinem Herrn und Richter geprüft hatte, zu seiner Wohnung zurück: beim Eintritt in dieselbe kündigte ihn ein Bedienter des Hauses an, daß er unverzüglich in das Comtoir zu seinem Herrn kommen sollte. Ohne allen Argwohn trat er in das Zimmer ein, nur befremdete es ihm, hier eine Versammlung von Menschen anzutreffen, deren Blicke, die alle auf ihn gerichtet waren, ihm einen ganz eignen Vortrag erwarten ließen; sie hatten sich in einen Kreis auf Stühle gesetzt, so daß er beim Eintritt in die Stube vor sie, wie zu einem Verhör treten mußte. Sein Kompliment wurde nicht erwiedert; alle blieben mit einem feierlichen Ernst auf ih-

ihren Stühlen sitzen; endlich unterbrach der Herr des Hauses die minutenlange Stille durch die förmliche Anklage dieses gegenwärtigen Eduards Heister, als eines untreuen Menschen, der ihn verschiedne Geldsummen unterschlagen habe: wobei er ihn aufforderte, die Wahrheit frei zu gestehen, damit er nicht genöthiget werde, die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen.

Unerwarteter hätte dem guten Eduard nichts begegnen können; einen Augenblick erstaunte er über diese Begegnung und Beschuldigung, aber bald faßte er sich wieder und vertheitigte seine Unschuld mit solcher Festigkeit, mit der er bereit sey für jedes Gericht zu treten.

Was wollen Sie läugnen, donnerte ihm der Beamte entgegen? Der Diebstahl ist entdeckt; ihre eigne Untreue hat Sie geschlagen, indem Sie vergaßen, Ihren Koffer sorgfältiger zu verschließen.

Man

Man begleitete ihn, auf sein Verlangen, auf sein Wohnzimmer, hieß ihn den Koffer öffnen, wo ihm nach einigen Aufräumen die Rolle Geld in die Hände fiel. Das Schrecken und die Vorstellung einer so hölliſchen Bosheit, die er ſich dabei dachte, machte ihn auf einige Augenblicke ſprachlos, aber mit einem Blicke, der mehr als Worte ſagte, faßte er ſogleich den Wilhelm in's Auge, der bei dem vorigen Auftritte ſich das Anſehen zu geben ſuchte, als könne er ihn einer ſolchen Untreue nicht fähig halten.

„Nun was haben Sie nun noch zu ihrer Rechtfertigung?“ ſagte der Beamte, ihm höhniſch in's Geſicht lachend.

Eduard mit einem feſten Blick zum Himmel: Gott und mein Gewiſſen! Auch hoffe ich hier in einem Staate zu leben, wo der Rechtſchaffne nicht unverhört und willkührlich unterdrückt werden darf. Ich werde mich zu vertheitigen wiſſen.

„Sie

„Sie sind überwiesen genug: diese Zeugen hier sind redliche Bürger, und die Sache ist durch mich schon so gut als obrigkeitlich untersucht. Sie wissen doch wer ich bin?“

Eduard befand sich in einer schrecklichen Lage. So fest er anfangs entschlossen war, seine Unschuld öffentlich vor Gericht zu bezeugen, und sich der strengsten Untersuchung zu entwerfen: so merkte er doch, daß bei solchen Zeugen, wenn auch der Ausgang der Sache noch so gut wäre, er doch immer im Verdacht bleiben, und seine äußerliche Ehre noch mehr gekränkt werden würde. In dieser schwankenden Ungewißheit wurde er durch die Aeußerungen der gegenwärtigen Personen immer mehr unterhalten, und in eine solche Aengstlichkeit versetzt, daß er am Ende den Vorschlag annahm, den ihm sein Herr noch mit der Miene von Großmuth und Schonung that, daß er sich von Stund an aus seinem Hause ent-

entfernen, aus seinem Koffer die nöthige Wäsche nehmen, sein Glück anderswo versuchen, oder, wenn er glaube, es sey ihm zu viel geschehen, die Klage bei der Obrigkeit anstellen sollte.

Mit dieser Erklärung verließ man das Zimmer. Sich selbst und seinem Schmerz überlassen, warf sich Eduard auf den nächsten Stuhl; rafte sich nach einigen Augenblicken wieder auf, fiel auf seine Knie nieder — wollte beten: aber Thränen erstickten seine Worte; mehr könnte er nicht sagen als: Vater im Himmel, du kennst mein Herz, und weißt um alle meine Handlungen. Sey Richter zwischen mir und Ihnen! Entziehe du mir nur deine Gnade nicht.

Er stand auf; schlug einige Wäsche in ein Tuch, warf seinen Ueberrock um, ergriff seinen Stock, und verließ mit einer Eilfertigkeit das Zimmer, als befürchte er den

den Einsturz desselben. Als er von seinem Herrn Abschied nahm, und ihm den Schlüssel zu seinem Koffer überreichte, sprach er: ich hoffe diesen in Kurzen wieder aus Ihren Händen zu empfangen; bis dahin bewahren Sie ihn als ein Heiligthum; und erinnern sich, so oft Sie ihn sehen, an das Unrecht, das sie einem unschuldigen Rechtschaffnen angethan haben. Sein Herr wollte ihm einige Karolin mit auf den Weg geben, die er aber großmüthig ausschlug. — Gern hätte er noch seinen Freund Anton die Hand zum Abschiede gereicht, dieser war aber nicht im Hause anzutreffen.

So von allen Menschen verlassen, an der empfindlichsten Seite seines Herzens verwundet, ohne Freunde, ohne Geld, außer dem Wenigen, das er eben bei sich trug, und ohne alle Aussicht verließ der äußerst gekränkte Eduard die Stadt, und eilte dem nahe liegenden Wäldchen zu, wo

wir

wir ihn beim Anfange dieser Erzählung fanden, um sich da zu sammeln und auf Mittel zu denken, sich aus dieser traurigen Lage herauszufinden. Lange irrte er in demselben herum, fühlte das erlittene Unrecht so tief in seinem Herzen, dachte sich die Bosheit der Menschen, die er ihnen nie in dem Grade zugetraut hatte, so lebhaft, daß er beinahe einen Haß auf das ganze Menschengeschlecht geworfen hätte; zog sich sorgfältig bei jedem Geräusch eines menschlichen Fußtritts zurück, und verlor sich immer tiefer in seinen schwermüthigen Gedanken. Nur in dem Bewußtseyn seiner Unschuld und im Gebete zu Gott fand er Linderung, und ob er gleich noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, so fühlte er sich doch durch das Vertrauen auf Gott und durch die gewisse Hoffnung, daß ihm dieser gewiß Wege zu seinem fernern Fortkommen zeigen werde, gestärkt, seinem Verhängniß entgegen zu gehen.

Eben

den Einsturz desselben. Als er von seinem Herrn Abschied nahm, und ihm den Schlüssel zu seinem Koffer überreichte, sprach er: ich hoffe diesen in Kurzen wieder aus Ihren Händen zu empfangen; bis dahin bewahren Sie ihn als ein Heiligthum, und erinnern sich, so oft Sie ihn sehen, an das Unrecht, das sie einem unschuldigen Rechtschaffnen angethan haben. Sein Herr wollte ihm einige Karolin mit auf den Weg geben, die er aber großmüthig ausschlug. — Gern hätte er noch seinen Freund Anton die Hand zum Abschiede gereicht, dieser war aber nicht im Hause anzutreffen.

So von allen Menschen verlassen, an der empfindlichsten Seite seines Herzens verwundet, ohne Freunde, ohne Geld, außer dem Wenigen, das er eben bei sich trug, und ohne alle Aussicht verließ der äußerst gekränkte Eduard die Stadt, und eilte dem nahe liegenden Wäldchen zu, wo

wir

wir ihn beim Anfange dieser Erzählung fanden, um sich da zu sammeln und auf Mittel zu denken, sich aus dieser traurigen Lage herauszufinden. Lange irrte er in demselben herum, fühlte das erlittene Unrecht so tief in seinem Herzen, dachte sich die Bosheit der Menschen, die er ihnen nie in dem Grade zugetraut hatte, so lebhaft, daß er beinahe einen Haß auf das ganze Menschengeschlecht geworfen hätte; zog sich sorgfältig bei jedem Geräusch eines menschlichen Fußtritts zurück, und verlor sich immer tiefer in seinen schwermüthigen Gedanken. Nur in dem Bewußtseyn seiner Unschuld und im Gebete zu Gott fand er Linderung, und ob er gleich noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, so fühlte er sich doch durch das Vertrauen auf Gott und durch die gewisse Hoffnung, daß ihm dieser gewiß Wege zu seinem fernern Fortkommen zeigen werde, gestärkt, seinem Verhängniß entgegen zu gehen.

Eben

Eben wollte er sich aus dem Walde nach einem nahe liegenden Meierhofe begeben, wo er verschiedenemale auf seinen Spaziergängen eine gute Aufnahme gefunden hatte: hier wollte er sich dem Besitzer desselben, den er als einen ehrlichen Mann erkannt hatte, entdecken, und ihn bei seiner Angelegenheit zu Rathe ziehen, als ihm auf einmal eine bekannte Stimme zurief: „bester, lieber Hr. Heister! Habe ich Sie doch endlich gefunden!“

Es war sein Freund Anton, der ihm aus dem Walde nacheilte, und in dessen ausgebreitete Arme sich Eduard warf. Jetzt an einer menschlichen Brust fühlte er wieder Erleichterung seines Kummers, und die ersten Thränen brachen aus seinen Augen. „So bin ich doch noch nicht von aller Welt verlassen! Guter Anton! Du, der einzige, der mir als ein freundlicher Engel erscheint!“

Anton. Was machen Sie für Streiche, Eduard! So aus dem Hause zu gehen und mich einen ganzen Tag herum laufen lassen, Sie aufzusuchen! Gott! was ich für Angst Ihretwegen ausgestanden habe! fühlen Sie es nicht, wie ich am ganzen Leibe zittre?

Eduard. Rechne mir das nicht zu, was die Schuld meiner Feinde ist. Ach Anton, ich habe schrecklich gelitten! Ich bin an meiner Ehre auf's empfindlichste gekränkt, und habe keinen Vertheitiger als den oben!

Anton. Wenn Sie nur den haben; seyn Sie getrost und kommen augenblicklich mit mir zurück. Meinen Sie denn, es gäbe keine Gerechtigkeit mehr auf der Erde? Eduard, ich setze meinen alten Kopf daran: Sie müssen Genugthuung erhalten.

Eduard. Ich gehe unter keiner Bedingung in jenes Haus zurück, bis ich vollkommen gerechtfertigt bin; oder ich sehe es vielleicht nie wieder. Was kann mir hier in L.. den Verlust meiner Ehre ersetzen? Ich gehe, so weit mich meine Füße tragen. Lebe Du wohl, guter Anton, und rette, so viel Du kannst, meinen ehrlichen Namen.

Anton. Ohne Sie, bester Eduard, thue ich keinen Schritt wieder in's R.. Haus, das habe ich feierlich erklärt. O ich habe schon dem alten und dem jungen Herrn bittre Wahrheiten gesagt! Sie sind nicht werth, daß ein ehrlicher Mann unter ihrem Dache verweilt! Das habe ich ihnen gesagt, und dem alten Herrn den Kopf so warm gemacht, daß er nicht weiß, was er anfangen soll. Kommen Sie nur zurück!

Eduard. Hast Du den Auftrag von ihm selbst, mich wieder zurück zu bringen?

An-

Anton. Das eben nicht, aber —

Eduard. Nun so laß mich lieber Anton; ich werde mich diese Nacht und vielleicht noch kommenden Morgen in dem nächsten Meierhofe aufhalten; da kannst Du mich wieder finden.

Anton. Ach ich kenne Sie schon! Mit dem kommenden Morgen sind sie auf und davon. Sie wissen schon, daß Sie in der Welt fortkommen können. Aber was soll ich anfangen?

Eduard. Gott vertrauen und rechtschaffen auch mitten unter den bösartigsten Menschen bleiben!

Anton. Ich hab's lange genug ausgehalten. Ich mag mich auch nicht unter dem Einsturz dieses Hauses begraben lassen. Glauben Sie's nur; es dauert so nicht lange mehr.

Eduard. Gott wird ſchon weiter für Dich ſorgen! Lebe wohl, guter Anton! vergiß Deinen Freund nicht!

Anton. Ich Sie vergeſſen? Ach, bei jedem Gebete werde ich Ihrer gedenken.

Eduard. Wäre ich nur im Stande, Dir Deine Freundſchaft zu vergelten!

Anton. Wenn Sie denn ja bei Ihrem Vorſatz bleiben: ſo nehmen Sie dies Wenige als ein kleines Zeichen meiner Liebe zu Ihnen an; vielleicht können Sie es brauchen; es iſt mein Sparpfennig. (Er reicht ihm einen kleinen Beutel mit Geld.)

Eduard ihn umarmend: Ich danke, beſter Freund! Behalte Dein Geld; ich habe für heut und morgen genug; und unſer himmliſcher Vater wird ſchon für die Zukunft ſorgen. Gott laſſe Dir's wohlgehen,

hen, guter Anton! Mann von edlen Herzen!

Anton wollte ihm durchaus das Geld aufnöthigen; als die unerwartete Dazwischenkunft eines ansehnlichen Mannes diesen edlen Streit unterbrach.

„Verzeihen Sie es mir, sprach dieser: daß ich Sie unterbreche. Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich nicht ohne die innigste Theilnahme hier im Busche Ihre Unterhaltung mit angehört habe, und komme Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich kenne Sie, Herr Eduard; Sie waren in der R.. Handlung; ich kenne zu gut die Verhältnisse dieses Hauses, und bin von Ihrer Rechtschaffenheit völlig überzeugt. Wollten Sie wohl in meine Dienste treten? Ich bin der Kaufmann L.."

Eduard. Edler Mann! Sie wollen sich eines Geächteten annehmen? Werde

ich auch mit Ehre in ihr Haus eintreten können?

„Für Ihre Ehre bin ich gut, die will ich schon gegen Hrn. R. zu vertheitigen wissen; Sie sollen noch heut Genugthuung erhalten. Nur eins muß ich Sie fragen. Verstehen Sie englisch?“

Eduard. Ich habe mir seit einigen Jahren um Erlernung dieser Sprache Mühe gegeben, daß ich mir zutraue, auch wohl unter Engländern damit fortzukommen. —

„Nun so ist Ihr Glück schon gemacht. Sie wissen, daß die hiesigen Handlungsgesetze zwar nicht erlauben, einen Diener aus einer andern hiesigen Handlung in Dienste zu nehmen. Aber einer meiner englischen Correspondenten hat mich dringend ersucht, ihm einen ehrlichen Deutschen, der der englischen Sprache nur etwas

was kundig sey, zu empfehlen. Würden Sie sich wohl entschließen, diese Stelle unter den vortheilhaftesten Bedingungen anzunehmen?“

Eduard nahm dies Anerbieten mit dem herzlichsten Dank an, und den guten Anton standen Freudenthränen in den Augen; er konnte seine Empfindung nicht zurückhalten, und brach in die Worte aus: Ja; es lebt ein Gott, der dem frommen Herzen hilft!

So eben wendete der Kaufmann sich auch zu diesem, und trug ihm mit einem so einnehmenden Tone Dienste in seinem Hause an, wenn er nicht länger im N.. bleiben wollte.

Nun kehrte Eduard an der Seite seines Erretters wieder mit erleichtertem Herzen nach der Stadt zurück; Anton trug ihm sein Bündelchen nach. Er wurde im

L.. Hauſe mit Achtung und Liebe aufgenommen, bei einer vergnügten Abendmahlzeit für den erlittenen Hunger und Verdruß reichlich entſchädigt, und legte ſich mit dem freudigſten Danke zu Gott zur Ruhe nieder.

Schon am folgenden Tage erhielt er durch die Verwendung ſeines jetzigen Herrn ſeinen Koffer mit einer ſchriftlichen Ehrenerklärung ſeines vorigen Herrn zurück; und nach Verlauf einiger Monate, die er durch die Güte des Herrn L.. in ſeinem Hauſe verlebte, und ganz zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Vervollkommnung anwenden konnte, trat er ſeine Reiſe nach England an.

Er unterhielt nachher mehrere Jahre einen Briefwechſel mit dieſem ſeinen großmüthigen Wohlthäter, aber unverſehens wurde dieſer durch eine Reiſe, die Eduard in den Geſchäften ſeines Hauſes nach Frankreich und in die Schweiz zu machen hatte

und

und während welcher der unselige französische Krieg ausgebrochen war, unterbrochen.

In dieser Zeit hatte Wilhelm R.. durch seine fortgesetzte ausschweifende Lebensart nicht sich allein, sondern zugleich auch seinen Vater zu Grunde gerichtet. Da die väterliche Casse durch seinen Aufwand zu merklich angegriffen, und bei der immer mehr in Unordnung gerathenen innern Oekonomie geschwächt wurde, daß sie nicht zur Bestreitung seiner ungeheuren Ausgaben hinreichte: ließ er sich verleiten, einige falsche Wechsel auszustellen; es wurde dieser schändliche Betrug bald entdeckt; er selbst der Betrüger aber entsprang noch kurz vor seiner Verhaftnehmung; das Unglück brach nun über den Vater aus; auch er kam in Verdacht, als habe er Antheil an dieser Betrügerei gehabt; einige seiner stärksten Gläubiger griffen ihn an, er wurde in Verwahrung gebracht: sein Vermögen gerieth in Concurs, und ob man ihn

gleich

gleich jenes Verbrechens nicht überführen konnte, so war er doch nun nach seiner Entlassung aus dem Verhaft so tief in Verachtung und Mangel gesunken, daß er sein Leben auf eine sehr traurige Art endigte.

Der gute Anton war der einzige, der über seine Leiche weinte. Er hatte es bei seinen rechtschaffenen Gesinnungen nicht über sich vermocht, sich eher von diesem seinen alten Herrn als erst im Tode zu trennen. „Er hat mich, sagte er, als einen armen Waisen zuerst in sein Haus aufgenommen, und mir so viele Jahre Brod gegeben; ich kann ihn doch nicht verlassen, ohne undankbar an ihm zu handeln.“ Auch den letzten aufgesparten Nothpfennig hatte er mit ihm getheilt; nun erst, da er seine Pflicht ganz erfüllt hatte, suchte und fand er die ihn zugesicherte Aufnahme im L.. Hause. Immer dachte er an seinen Freund Eduard, und wünschte nur noch einmal eine gute Nachricht von ihm zu erhalten.

Ende

Endlich nach einer langen Reihe von Jahren kam ein Brief an seinen Herrn von Eduard Heister aus Lancaster folgenden erfreuenden Inhalts:

„Könnte ich Ihnen doch, edelster Freund, die Geschichte meines Lebens, von der Zeit an, da ich Ihr mir so schätzbares Haus verließ, bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt beschreiben; ich weiß, Sie würden bei Ihren edlen theilnehmenden Herzen sich sehr darüber freuen, und mit mir die weise und gütige Leitung der Vorsehung erkennen. Ich habe seit dieser Zeit viele Erfahrungen gemacht, unter denen mir jedoch diese die wichtigste ist, daß man bei redlicher Pflichterfüllung nie an seinem Glück verzagen darf. Gott hat mich jetzt in sehr glückliche Umstände versetzt. Ich lebe jetzt auf dem Lande im Schooße einer sehr glücklichen Familie, in deren Bekanntschaft ich bei den Lieferungsgeschäften für die Armee glücklicherweise gekommen bin. An dem

Be-

Besitzer eines ansehnlichen Landguthes habe ich einen zweyten Vater im vollen Sinn dieses Worts erhalten; seine einzige Tochter ist meine Gattin, und mit dem Bruder derselben, der eine Stahlfabrik in Liverpool hat, stehe ich zugleich in kaufmännischer Verbindung; wir machen eine Familie aus, und es ist ein Herz und eine Seele unter uns, auch bin ich schon Vater eines lieben Mädchens. Möchten Sie doch Zeuge meiner häuslichen Freuden und meines Glücks werden, zu dem Sie durch Ihre Großmuth und Liebe den Grund gelegt haben. Den Verfall des R.. Hauses habe ich aus dem eignen Munde des Sohnes, des unglücklichen Wilhelm, erfahren. Ich traf ihn bei meiner Rückreise aus der Schweiz in einem Gasthofe, wo er sich von den Oestereichern hatte anwerben lassen. Sein Gesicht war mir ganz unkenntlich worden; er entdeckte sich mir; Erstaunen und Mitleid ergriff

mich

mich gleich stark; ich wollte mich für seine Befreiung verwenden; er schlug es aber aus, und bat mich nur um einige Unterstützung; ich that, was ich nach meinem Vermögen thun konnte; er küßte mir die Hand, bat mich tausendmal um Vergebung, und empfahl mir seinen Vater — der aber, wie ich aus Briefen erfahren habe, nun nicht mehr am Leben ist. Meine Empfindung bei diesen traurigen Ereigniß kann ich Ihnen nicht beschreiben. Was macht der ehrliche Anton, mein alter Freund? Wenn er noch lebt: so lebt er gewiß in ihrem Hause. Grüßen Sie diese gute edle Seele, und sagen ihm zur Freude, daß es mir wohl geht. Ich habe einen kleinen Wechsel (von 100 Pfund) an ihn beigelegt, und mache damit den Anfang meine Schuld an ihm abzutragen. Sollte er nicht mehr am Leben seyn: so werden Sie die Summe schon an einen würdigen Armen verwenden u. s. w.“

Anton hielt mit gefalteten Händen seine Mütze, als ihm sein Herr diesen Brief des braven Eduard vorlas; helle Thränen perrlten an seinen grauen Augenwimpern; beim Schluß desselben fiel er gerührt auf seine Knie, und sprach in Einfalt seines Herzens: nun du lieber Gott! So hast du doch Wort gehalten; die Gerechten werden es gut haben!

Chri-

Christoph

oder

die belohnte Kindesliebe.

Früher als gewöhnlich war Christoph, der Sohn eines armen Landmanns in Lorgau, mit Pferde und Pflug vom Acker zurück gekehrt; wozu ihn sowohl die Besorgniß einer in dortiger obgleich entfernten Gegend vorgefallnen Schlacht, zwischen den Deutschen und Franzosen, mehr aber die zärtliche Sorgfalt für seinem Vater, den er am Morgen sehr krank verlassen hatte, antrieb.

Bei

Bei seinem Eintritt in die Stube fand er den guten Vater gefoltert von den heftigsten Schmerzen einer hartnäckigen Kolik; die Mutter hatte alle Hausmittel vergebens angewendet, um ihm Erleichterung zu verschaffen; sein Arzt, den er schon einmal mit dem glücklichsten Erfolg in gleicher Krankheit zu Rathe gezogen hatte, war in der drei Stunden entfernten Stadt zu Hause; im Dorfe selbst war keine hülfreiche Hand, die die Schmerzen des Kranken hätte erleichtern können; und mit jedem Augenblicke stieg die Gefahr höher.

„Das halte ich nicht ab, sprach Christoph, als er am Schmerzenslager seines Vaters das ängstliche Stöhnen desselben nach Hülfe hörte: ich eile zum Arzte! So bald der Braune im Stall aufgefressen hat, reite ich in die Stadt; in einigen Stunden bin ich wieder hier.“

Mutter. Sagtest du nicht, ihr hättet aus der Ferne Kanonendonner gehört,

und

und daß vielleicht in einiger Entfernung ein Treffen geliefert würde? Christoph! mache mir nicht noch größere Sorge.

Christoph. Es war wie ein entferntes Gewitter, Meilen weit entfernt; es wird sich nicht in die hiesige Gegend ziehen; unser Dorf liegt ja ganz außer der Straße.

Der kranke Vater. Ich will lieber sterben, als dich in Gefahr wissen.

Christoph. Und ich kann dich nicht sterben sehen! Laß mich Vater! Gott wird mir schon helfen; ich bin ja auf gutem Wege.

Mutter. Kannst aber auch auf gutem Wege Unglück haben; kannst stürzen; kannst um's Pferd kommen; es geht im Kriege gar wild zu.

Chris

Christoph. Lieber alles verloren, als den Vater! (In Begriff fortzugehen.)

Mutter. So iß doch erst einen Bissen!

Christoph. Ich kann nicht. Lebt wohl!

Der Vater. Nun so geleite dich Gott und bringe dich glücklich zurück; der Mensch gibt ja gern alles für sein Leben. Bitte den Doctor nur um die vorige Arznei wieder, die mir so gut gethan hat. Komm ja bald wieder!

Christoph. Ich hoffe noch, ehe es Abend wird, euch wieder zu finden.

Der Abend kam — aber Christoph war mit dem Braunen noch nicht wieder zurück. Doch schien die Hoffnung der nahen Hülfe dem Kranken schon einige Erleichterung verschafft

schafft zu haben; er verfiel in einem sanften Slummer; desto ängstlicher war nun die Mutter ihres Sohnes wegen. Sie ging in's Dorf, um Nachrichten einzuziehen, ob etwas vorgefallen wäre; und erfuhr mit Schrecken die Bestätigung von einem in der Nähe gelieferten Treffen. Verschiedene Nachbarn, die auf der Höhe des Berges gewesen waren, an dessen Fuße das Dorf lag, hatten deutlich den Donner der Kanonen gehört, und einige wollten sogar Reuter in der Nähe und dicke Staubwolken auf dem Wege nach der Stadt bemerkt haben. Wie ängstlich schlug bei diesen Nachrichten das Herz der bekümmerten Mutter! Diese ihre Angst stieg mit jedem Augenblick höher, die sie vergebens vor dem wiedererwachten und wieder mit neuen Schmerzen kämpfenden Gatten zu verbergen suchte.

Wenn nur unser Christoph nicht unglücklich gewesen ist, rief sie händeringend aus!

aus! Die Sonne ist schon im Untergehen!

Vater. Aber Gottes Güte nicht. Siehe! meine Schmerzen haben schon etwas nachgelassen. Gott wird mir mit meinem Sohne auch Hülfe senden.

Schon brach die Dunkelheit der Nacht ein — und der Ersehnte war noch nicht zurück. Auch der Vater fing nun an, unruhig zu werden, und die Mutter wußte für Angst nicht, was sie anfangen sollte. Nach einer angstvollen Stunde, die ihr eine Ewigkeit schien — hörte sie endlich das Trappeln eines Pferdes, es näherte sich ihrer Wohnung, und die erfreute Mutter erblickte wieder im Schimmer des Mondes ihren Christoph.

Gott sey gelobt, daß er wieder da ist, rief der Alte aus. Oeffne ihm geschwind die Thür!

Nach

Nach einer Weile trat Christoph mit einem schweren Mantelsack auf der Schulter in's Zimmer ein, legte seine Bürde am Bette des Vaters nieder, der ihm zum freundlichen Willkommen die Hand reichte, und seine Freude über seine Zurückkunft bezeugte.

„Ja Vater, bald hätte ich dich nicht wieder gesehen. Ich war ein Kind des Todes, und kann Gott nicht genug für meine Erhaltung danken. Aber unser Braune ist fort — dafür bringe ich dir aber einen Gaul mit, an dem du deine Freude sehen sollst. Und dieser Mantelsack ist auch nicht leicht. Vor allen Dingen aber, wie stehts mit dir? Ich bringe dir die besten Vertröstungen vom Arzte, und hier die verlangte Arznei. Nimm nur gleich davon ein, und so bald sich deine Schmerzen legen, werde ich dir mein Abendtheuer erzählen.“

Die Freude, seinen guten Christoph wieder um sich zu haben, machte die eingenommene Arznei noch wirksamer, daß sich der Kranke bald im Stande befand, die folgende Erzählung seines Sohnes, aufgerichtet vom Lager, anzuhören.

„Zeitig genug kam ich in der Stadt an, fand aber hier alles in ängstlicher Erwartung, wegen einer bevorstehenden Retirade. Die mehrsten Kramladen waren schon geschlossen, und mit Mühe erhielt ich in der Apotheke die vom Arzte verschriebene Medicin. Man rieth mir die gewöhnliche Straße beim Zurückreiten zu vermeiden; ich ritt daher zum Riedthore hinaus, um dem Walde näher zu kommen, und von da, obgleich auf einem Umwege, über Brachdorf zurückzukehren.“

„Noch ehe ich mich dem Walde näherte, bemerkte ich aus den aufsteigenden Staubwolken die Annäherung eines fliehenden

den Chors; und so gewaltig ich auch den Braunen zum Laufen trieb, wurde ich doch sehr bald von einer Schwadron Reuter eingeholt, die mit verhängtem Zügel vor mir vorbei jagten."

„Einer von den Nachzüglern, dessen Pferd fast bei jeden Schritt stolperte, kam hinter mich drein, als ich eben in dem Dickigt mich verbergen wollte: mit fürchterlicher Stimme und gezognen Säbel unter schrecklichen Fluchen befahl er mir Halt zu machen. Ich zitterte für Schrekken und mein Pferd stand wie angenagelt. Er sprengte auf mich los, befahl mir augenblicklich, wenn er mir nicht den Kopf spalten sollte, vom Pferde zu steigen und ihm zur Flucht behülflich zu seyn. In dem Augenblicke, wo ich den Sattel räumte, schwang er sich in denselben, und indem er mir immer den blanken Säbel über den Kopf hielt, zwang er mich, den Mantelsack von seinem Pferde abzuschnallen und eilig auf den Braunen zu binden."

„Während ich damit beschäftigt war, kündigte ein lautes Hurrahrufen einen Trupp nachsetzender Kosacken an, die hoch ihre Lanzen schwangen. Sogleich setzte mein Officier, denn daß er dies war, bemerkte ich aus den Epoulets, unsern Braunen die Sporen in die Seiten und sprengte davon; ich warf sogleich den schweren Mantelsack, den ich eben hinter seinem Rücken aufpacken wollte, in den nächsten Busch; faßte das ledige Pferd, das auf allen vier Knochen zitterte, beim Zügel, um es tiefer in den Busch zu ziehen, aber da stürzte es plötzlich zusammen, und streckte alle Viere von sich.“

„Indem ich mich vergeblich bemühte, es wieder aufzurichten, sprengten die Kosacken auf mich los; ich warf mich neben dem Pferde auf die Knie nieder, und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade. Lächelnd sprengten sie neben mir hin; nur einer der letztern stach mir mit seiner Lanze

zu den Bartel vom Kopfe, schwengte ihn ein paarmal in der Luft, und warf ihn mir dann wieder mit lautem Lachen so geschickt zu, daß er beinahe seine vorige Stelle wieder eingenommen hätte.“

„So bald sie vorüber waren, wiederholte ich die Versuche, meinen Gaul auf die Beine zu bringen; und endlich gelang es mir; ich zog ihn hinkend hinter mich drein in den Busch, hinab in einen dicht verwachsenen Schlupfen, wo etwas stehendes Regenwasser sich gesammlet hatte, wornach der erhitzte Gaul große Lust bezeigte, — ich zog ihn aber seitwärts auf ein begraßtes Plätzchen; hier fiel er von neuen, doch mehr auf die Knie nieder, raffte bald ein Maul voll Gras auf, und mit Freuden trug ich dazu bei, seinen Hunger zu befriedigen; dabei bemerkte ich, daß er eine leichte Wunde am linken Schenkel hatte; eine genauere Untersuchung konnte ich jetzt vor Angst nicht anstellen, weil das

Pos-

Vorbeisprengen und Hurrahrufen ununterbrochen bis zum späten Abende fortdauerte.“

„Ich war mehr für dein Leben besorgt, guter Vater, als um das meinige, und wenn ich mir dachte, wie mein längeres Ausbleiben deine Angst noch vermehren würde: so wünschte ich mir Flügel, um von der verwünschten Stelle wegzukommen. Mein Pferd hatte sich indeß wieder aufgerichtet, und ich leitete es hin zum Wasser. Kaum hatte es sich durch den Trank erquickt: als es laut zu wiehern anfing; das setzte mich in Furcht in meinem Schlupfwinkel entdeckt zu werden; ich zog es daher tiefer in den Wald, und erst da die Dämmerung einbrach, und alles umher stille wurde, schwang ich mich in den Sattel und ritt davon. Da erst dachte ich an den Mantelsack, den ich in den Busch versteckt hatte; um doch auch diesen nicht im Stiche zu lassen, ritt ich wieder zurück; legte ihn vor mich auf den Sattel, und

ritt

ritt mit der untergehenden Sonne an Bachfeld vorüber, da ich nun schon ziemlich weit von der Straße entfernt und außer Gefahr war. Der Mond ging eben über unserm Dorfe auf, als ich mit frohem Dank zu Gott, meinen Erretter, in dasselbe einritt, und mein sehnlichster Wunsch war, dich in einem leidlichen Zustande zu finden. Gott sey gelobt, der mein Gebet erhöret hat.“

„Ja gelobt sey Gott, rief der Kranke mit aufgerichteten Händen aus: und wenn ich, lieber Christoph, wieder das erstemal mit dir in die Kirche gehe, dann wollen wir recht freudig das Lied anstimmen: Nun danket alle Gott!“

Die Nacht auf diesen ängstlichen unruhevollen Tag, war für alle um desto ruhiger und erquickender. Mit Anbruch des Tags besuchte Christoph den neuen Gast im Stalle, fand ihn frisch und munter, und

und Krippe und Raufe leer, die er freudig wieder mit Heu und Hafer füllte. Beim Eintritt in die Stube empfing ihn sein Vater mit einem freundlichen guten Morgen, und reichte ihm auf seinem Bett sitzend die Hand, die Christoph mit innigster Rührung faßte. Der Kranke fühlte sich ungemein erleichtert: die Mutter trug den Kaffee auf, und ihr Gesicht war der Ausdruck der Freude. Bald äußerte sie das Verlangen zu wissen, was in dem schweren Mantelsack seyn möchte. Nach Eröffnung desselben fanden sie in demselben außer mehreren Kleidungsstücken, besonders eine sehr reich mit Gold gestickte Uniform und verschiedne Feldgeräthe, einen schweren Beutel mit Geld in Gold und Silber. So starken Reiz dieses in ihren Augen hätte, so sahen sie es doch nicht als ihr Eigenthum an; verwahrten alles sorgfältig wieder, und beschlossen eine bestimmte Zeit zu warten: ob sich der Eigenthümer dazu finden würde. Aber es verging

eine

eine Woche nach der andern, ohne daß jemand Anſpruch darauf machte.

Indeß war die Geſchichte im Dorfe bekannt worden; das ſchöne Pferd zog aller Aufmerkſamkeit an ſich, und ſo klug auch Chriſtoph war, um den gefundenen Schatz nicht zu Jedermanns Kunde zu bringen, ſo gingen doch Nachrichten im Dorfe herum, die die Sache noch mehr vergrößerten.

Auf einmal erſchien der Gerichtshalter des Edelmanns, dem das Dorf gehörte, mit einigen ſeiner Diener, um im Namen ſeines Herrn die gefundnen Sachen in Beſchlag zu nehmen. Chriſtoph, ſo ehrlich wie ſein Vater, verheimlichte nichts; erzählte den ganzen Vorgang der Sache, gab alles redlich zum Protokoll; halte den Mantelſack bei, und ließ es geſchehen, daß er von dem Gerichtshalter verſiegelt wurde; als dieſer aber ſeinen Leuten Befehl gab,

ihn

ihn mitzunehmen, weigerte sich Christoph standhaft, ihn in fremde Hände zu geben, und bestand fest auf der Erklärung: er werde ihn schon selbst den Gerichts- und Gutsherrn überliefern.

Kaum hatte sich der Gerichtshalter nach heftigen Drohungen entfernt: als Christoph sogleich das Pferd sattelte, den Mantelsack aufband und selbst zum Edelmann ritt, der seinen Hof auf dem einige Stunden entfernten Dorfe hatte. Er ließ sich anmelden; wurde vorgelassen, und trug dem braven Edelmann seine Geschichte mit solcher Naivität und Ehrlichkeit vor: daß dieser ihm auf der Stelle erklärte, er mache keinen Anspruch auf seinen Fund, mißbillige das Verfahren seines Gerichtshalters und wünsche ihm Glück zum Besitz seiner rechtmäßigen Beute, da sich der Eigenthümer davon wohl schwerlich wieder einfinden werde. Aus Dankbarkeit bot Christoph dem gnädigen Herrn das Pferd zum Geschenk

schenk an, welches dieser, jedoch unter der Voraussetzung annahm, daß er ein Andres dafür aus seinem Stalle, das ihm zu seinen Geschäften tauglicher, als dies Reitpferd sey, wählen möchte.

So kehrte Christoph wieder freudig in die Heimath zurück, durch den Ausspruch seines gebietenden Herrn, des Besitzes des gefundnen Schatzes gesichert, von welchem er nach einiger Zeit eine sehr gute Anwendung, durch Ankauf einiger Ländereien, machte, wodurch er bei fortgesetztem Fleiß in den Stand gesetzt wurde, seine Eltern, die er immer mit der größten Zärtlichkeit liebte, noch in ihren späten Alter zu verpflegen, und sich nach einer glücklichen Heirath in die Klasse der wohlhabendsten Nachbarn seines Orts zu versetzen.

Emi-

Emilie

oder

die Entdeckung zur rechten Zeit.

In Briefen.

Emilie H. an ihre Freundin Eleonore.

Erster Brief.

Ich würde es mir selbst zum Vorwurf machen, theuerste Freundin! wenn du aus einem fremden Munde oder durch eine frem-

fremde Feder die Nachricht, in Betreff meiner, erhalten solltest, da du weißt, daß ich vor dir kein Geheimniß habe, sondern dir von jeher die Angelegenheiten meines Herzens anvertraute.

Schon ist es das allgemeine Gespräch der geschwätzigen Zungen in unsrer Residenz, die Tochter des Geheimdenraths H. sey die bestimmte Braut des Hofrath K**; und wie bald wird sich diese neue Mähr auch in der Provinz verbreiten und zu deiner Erkenntniß kommen; und was würdest du von mir denken, daß ich, als eine der interessirten Hauptpersonen, dir nicht eine Sylbe davon geschrieben hätte?

Es ist allerdings etwas Wahres an diesem Stadtgespräch, zu welchen der zeitherige öftere Besuch des Hofraths in unserm Hause die Veranlassung gegeben hat; aber niemand befindet sich dabei in einer traurigern Lage als ich, da ich, außer dir,

kei-

keine Freundin habe, der ich mich so ganz entdecken und anvertrauen könnte; und auch du, gutes Lorchen, lebst jetzt so entfernt von mir.

Wie sehr empfinde ich jetzt den Verlust meiner guten Mutter! Ach nur ein weibliches Herz kann in weiblichen Angelegenheiten richtig urtheilen, und nur an der mütterlichen Brust kann sich das Herz der Tochter ganz aufschließen. Du weißt es, wie sehr ich meinen würdigen Vater hochschätze und liebe, und wie sehr derselbe meiner Hochachtung und Liebe würdig ist, da es sein einziger Wunsch und Bestreben ist, mich glücklich zu sehen. Aber er behandelt diese meine Angelegenheit mehr als Sache des Verstandes als des Herzens, und sieht daher mehr auf den Vortheil, der damit verbunden zu seyn scheint, als auf die Ansprüche des Gemüths, oder der innern Empfindungen. Zwar hat er mir erklärt, daß er mich nie zu einer Heurath

rath gegen meine Neigung zwingen werde; aber die Gründe, die er mir anführt, um mich zu überreden, dem Hofrath meine Hand zu reichen, zeigen zu sehr, daß es sein väterlicher Wille ist. „Ich wüßte nicht, sagte er erst neuerlich, wie du Anstand nehmen kannst, dich in der Wahl deines künftigen Gatten für den Hofrath zu erklären; er ist ein feiner, gebildeter und gelehrter Mann, der als Geschäftsmann alle erforderliche Wissenschaft besitzt und gewiß sein Glück machen wird. Er gilt alles am Hofe, und wird von unserm Fürsten geschätzt, der selbst die Gnade gehabt hat, gegen mich zu erklären: er wünsche daß der Hofrath, als ein Ausländer, durch die Verbindung mit einer der ersten Familien in der Residenz, einheimisch werden möge, und, setzte er lächelnd hinzu, dies könnte am besten durch die Hand ihrer Tochter geschehen. Was konnte ich anders dem fürstlichen Brautwerber erklären, als daß ich mich höchst glücklich schätzen würs

würde, seinen allergnädigsten Gesinnungen zu entsprechen?"

Unsre Ehe wäre also am Hofe geschlossen — ob aber auch im Himmel und auf der Erde? — das wird die Zeit lehren. Vor der Hand habe ich mich noch nicht dazu entschließen können, das Jawort zu geben; denn mein Herz spricht: nein. Aber was soll ich thun? Mein Vater erklärt meine Weigerung für Ziererei, weil ich keinen vernünftigen Grund anzugeben wüßte, warum ich die Hand des Hofraths ausschlagen wollte. Aber hat denn das Herz nicht auch seine Ansprüche und Rechte? Muß denn alles nur wie eine Rechtsstreitigkeit nach der kalten Vernunft entschieden werden?

Es ist wahr, ich finde an der Person des Hofraths nichts auszusetzen. Du selbst hast ihn beim letztern Ball gesehen, und warst schalkhaft genug, mir die Schönheit des

des jungen Mannes zu preißen, und mich auf das artige Betragen deſſelben aufmerkſam zu machen. Meine Verwandten und Hausgenoſſen, bis zur Dienſtmagd herunter, ſprechen mit Achtung von ihm, und mein Vater, der einigemal in ſeinem Hauſe geweſen iſt, kann mir nicht genug ſagen, wie ſchön und geſchmackvoll die innere Einrichtung deſſelben ſey. Das einzige, was man unter ſeinen Vorzügen vermiſſen könnte, iſt, daß er nicht von Familie iſt; er ſoll der Sohn ſehr armer Eltern ſeyn, und ſich bloß durch ſeinen Fleiß und erworbne Kenntniſſe zu dieſem Grad von Anſehen und Wohlſtand erhoben haben. Doch eben dies könnte ihn mir in meinen Augen noch ſchätzbarer machen, denn ich ehre den Mann von Verdienſten, der ſein Glück ſich ſelbſt zu verdanken hat.

Und dennoch iſt er bei alle dieſen innern und äußern Vorzügen nicht der, den ich mir zum künftigen Gatten wünſche. Ich

vermisse bei ihm das, was man Güte des Herzens nennt; es liegt eine gewisse Kälte in seinem Character; seine Welt ist nur der Hof; außer dem Kreise seiner Geschäfte findet er nichts anziehendes. Er geht vor dem schönsten Gegenständen der Natur, so wie den Scenen der leidenden Menschheit vorüber, ohne sie zu bemerken. Sein einziges Ziel, nach dem er strebt, ist, sich immer mehr Ansehn und Ehre zu verschaffen: dazu bedient er sich jedes zweckmäßigen Mittels, und das mag ihn auch wohl bestimmt haben, meine Hand zu suchen. Ich würde also als seine künftige Gattin wohl die Ehre seines Hauses, aber nie die Geliebte seines Herzens werden. Was für glückliche Tage kann ich mir da in dem Umgange eines solchen Mannes versprechen?

Ach! gutes Lorchen! Du weißt das ich das Mädchen nicht bin, das aus Empfindelei sich nicht in die Alltagswelt finden kann, und dem Monde seine Klagen vorheult:

Heult: sonst hätte ich hier Gelegenheit mich im Tone unsrer Romane mit dir über meine traurige Lage länger zu unterhalten; doch ich habe dir schon zu viel geschrieben; antworte mir bald, und, wenn du kannst, schreibe recht Viel zur Beruhigung deiner Freundin

Emilie.

Zweyter Brief.

Der morgende Tag, theuerste Freundin! wird über mein künftiges Schicksal entscheiden; der Hofrath hat mich und meinen Vater zu einem Mittagsmahl eingeladen, an welchem die angesehensten Familien unsrer Stadt Antheil nehmen werden. Man nennt es schon allgemein das Verlo-

bungsfest; mir zittert die Hand, indem ich dir dies schreibe. Die Einladung war mit einem sehr reichen Geschenk meines — bald hätte ich — Bräutigams geschrieben, begleitet, und ich habe es nach dem Willen meines Vaters annehmen müssen; aber ich kann dir nicht beschreiben, wie widerlich mir der Anblick dieser Kostbarkeiten war; mir fiel unwillkührlich eine Thräne aus den Augen, als mir der Vater den glänzenden Brillantring zeigte; das war wohl keine gute Vorbedeutung? Der Schawl ist einer der schönsten, den ich je gesehen habe, mit Geschmack gewählt, und der Rosen- und Myrthenkranz, der den Huth umwindet, ist über alle Beschreibung schön. Siehe: so wird das Opferthier ausgeschmückt; das man zum Altare führen wird! Lorchen! ich befinde mich in einer peinigenden Lage. Wäre der morgende Tag schon vorüber! Gott stehe mir bei; in seine Vaterhand habe ich mein Schicksal gelegt; er mache es mit mir, wie es ihm ge-

gefällt! Lebe wohl und bedaure deine Freundin

Emilie.

Dritter Brief

Liebes Lorchen! Mit zitternder Hand habe ich in den Glückstopf gegriffen und — eine Niete gezogen! Es ist alles vorüber; meine Heurath ist rückgängig geworden. Gott Lob! ich bin wieder frei, fange wieder an, ruhiger zu athmen, wie wenn ich von einem ängstlichen Traume erwacht wäre.

Laß dir die Geschichte des gestrigen Tages erzählen. Beschreiben kann ich es dir nicht, mit was für Empfindungen ich mich zu meinem Vater in den Wagen setzte; um

um mit ihm nach der Wohnung des Hofraths zu fahren. Er bemerkte zu wohl meine Aengstlichkeit, schalt mich eine kleine Närrin, und befahl mir, mich mit Würde zu betragen; ich sey ja kein Kind mehr; befänd mich jetzt auf dem Wege zu meinem künftigen Glück, dessen ich mich werth bezeigen sollte, und was dergleichen väterliche Ermahnungen mehr waren, die aber diesmal an meinem Herzen abglitten, ohne Eindruck zu machen. — Der Hofrath empfing uns an der Thür seines Hauses, küßte mir die Hand und führte mich in die Gesellschaft ein, die schon zum größten Theil versammlet war. Bald wurde ich von einem Kreise meiner jüngern Bekannten umringt, auf deren Gesichtern ich das mannichfaltige Spiel der menschlichen Leidenschaften bemerkte; ihre Augen waren mehr auf meine Brillanten als auf mich geheftet, und ich bemerkte, daß sich manches Gesicht in die Länge zog, als mich der Hofrath, als die Erste, zur Tafel führ-

führte und mir die oberste Stelle anwieß. Wie gern hätte ich jeder Andern meine Stelle eingeräumt!

Ich will dich, gutes Lorchen, nicht mit der Geschichte der Tafel und den dabei geführten Gesprächen unterhalten. Du kannst dir leicht vorstellen, daß nichts gespart war, was den lüsterndsten Gaum und das Auge ergötzen konnte; nur die geistige Unterhaltung gerieth zuweilen in Stocken, und erst beim Nachtisch, als der köstliche Wein seine Wirkung in den Köpfen der anwesenden Herrn äußerte, und der Champagner ihre Zungen löste, wurde das Gespräch lebhafter; aber für den weiblichen Theil der Gesellschaft um desto langweiliger, weil der Gegenstand derselben eine staatsökonomische Streitigkeit war. Wir überließen es daher den Männern, ihren Streit auszuführen, und gingen indeß hinab in den Garten, wo im großen Salon der Kaffeetisch bereitet war.

Du weißt, liebes Lorchen, daß ich von Natur etwas neugierig bin: und — ich gestehe es dir, der Gedanke, daß dies hier der Ort meines künftigen Aufenthalts seyn würde, trieb mich an, mich mit denselben etwas bekannter zu machen; ich entschlüpfte daher der Gesellschaft, ging durch einige bedeckte Schattengänge, die mich unversehens in einen Winkel des Gartens leiteten, wo ich eine Stiege gewahr wurde, die zu einem Seitengebäude führte.

Ich stieg hinauf, und ging mit leisen Tritten den langen Gang hindurch, wo ich verschiedene Kammern bemerkte. In einer derselben hörte ich im Vorbeigehen eine singende weibliche Stimme, in einem zitternden jammernden Tone, nach der Melodie eines Buß- oder Sterbeliedes. Es war mir auffallend — in einer Wohnung, wo alles zur Freude gestimmt war, einen Klaggesang zu hören, und meine Neugierde trieb mich, zu erfahren, wer die trau-

ernde

ernde Person seyn möchte? Nach Endigung ihres Gesangs klopfte ich an die Thüre: aber ich vernahm keinen menschlichen Laut: ich klopfte zu wiederholten Mahlen und öffnete zuletzt unaufgefordert die Thür.

Im Eintreten bemerkte ich ein altes Mütterchen, das sich vor meinem Anblick schüchtern zu verbergen suchte: ich bat es um Verzeihung, näherte mich ihm, und suchte das Befremdende meiner Erscheinung durch die angenommene Miene der Vertraulichkeit, mit der ich ihre Hand ergriff, und mich neben ihrem Bette auf einen alten Stuhl niedersetzte, zu mildern. Die gute Alte schien auch wirklich Zutrauen zu mir zu fassen, umklammerte meine Hand mit ihren beiden knochichten Händen, und konnte ihre Verwunderung, über den Besuch eines so schönen Engels, wie sie mich nannte, in ihrer einsamen Kammer nicht genug ausdrücken. Ich bezeugte ihr meine Verwunderung, sie so allein im Winkel die,

dieſes Hauſes, das heut ſo ganz der geſellſchaftlichen Freude geweiht ſey, in ſo armſeligen Umſtänden zu finden. Da traten ihr helle Thränen in die Augen, und mit einem Blick zum Himmel rief ſie aus; ich habe das nicht verdient! Als ich mich näher erkundigte, in welchem Verhältniß ſie mit dem Herrn dieſes Hauſes ſtehe, ob ſie eine Verwandte deſſelben ſey? bat ſie mich, ja nicht weiter in dies ihr Geheimniß einzudringen; ich gab mir das Anſehen, als wüßte ich ſchon um daſſelbe, und was blos als Vermuthung jetzt in meiner Seele aufſtieg, das drückte ich mit zuverſichtlichen Tone aus; „ich weiß, Sie ſind die Mutter des Hofraths, und verdienten eine beßre Behandlung!“ Ach! rief ſie bei dieſen Worten aus, und legte ihre Hände auf die Bruſt: wer hat Ihnen dies geſagt? Ueber meine Zunge iſt dies nicht gekommen. Um Gottes Willen verrathen Sie mich nicht! Machen Sie mich nicht unglücklich! Ich bin ja zufrieden mit meinem

nem Zustande, wenn ich nur weiß, daß es meinem Sohne wohl geht.“ Ich hatte Mühe, sie zu beruhigen; immer sahe sie sich so ängstlich um, als fürchte sie einen Zeugen dieser Unterredung; zuletzt bat sie mich auf das dringendste, ihr Zimmer zu verlassen und es keiner Seele im Hause zu sagen, daß ich sie gesehen und gesprochen hätte. —

Du kannst dir vorstellen, beste Freundin! wie mir bei dieser gemachten Entdeckung zu Muthe war; in welch einem gehässigen Lichte mir jetzt der Sohn erschien, der seine Mutter an dem Tage der Freude in den entferntesten Winkel seines Hauses konnte darben lassen — sich ihrer schämte — sie als eine Gefangne in seinem Hause hielt — ihr von seinem schwelgerischen Gastmahl nichts zur Erquickung zukommen ließ! — Ich fühlte mich im Innersten bewegt und zitterte am ganzen Leibe. Mein fester Entschluß, mit dem

dem ich das Zimmer der so tiefgekränkten Mutter verließ, war: nie mich in Verbindung mit einem Manne einzulassen, der die zärtlichsten und heiligsten Banden der Natur aufgelößt, und sich dadurch der reinen Empfindungen der Liebe unfähig bewiesen habe.

Mit diesem Entschluß trat ich wieder in die Gesellschaft ein. Die glühende Röthe in meinem Gesichte war Allen auffallend; man fragte mich, was mir begegnet sey? Ich konnte keine Antwort geben; warf mich in den nächsten Sofa und stützte mein Gesicht auf den zitternden Arm. Ich bat das Mädchen vom Hause, mich allein in ein Zimmer zu bringen, und mir die Gelegenheit zu verschaffen, meinen Vater zu sprechen. Ich warf mich bei seinem Eintritt ihm in die Arme, und bat ihn mit Thränen, mich so schnell als möglich aus diesem mir verhaßten Hause zu bringen, wo ich ohne Gefahr meiner Gesundheit

heit und meines Lebens nicht länger verweilen könnte; ich würde ihm die Ursache dieser schnellen Veränderung zu Hause entdecken, und er werde sie gewiß gerecht finden. Er gab meinen dringenden Bitten nach — aber noch mußte ich eine schreckliche halbe Stunde abhalten, ehe der Wagen ankam, der mich nach Hause bringen sollte! Unter mehrern, die mich mit zudringlicher Neugierde und unzeitiger Dienstfertigkeit bestürmten, war mir der Anblick des Hofraths, der alles aufbot, um mich zurück zu halten, der unerträglichste; ich konnte ihn nicht ansehen, denn er schien mir das Zeichen der Verwerfung an der Stirn zu tragen. Endlich fuhr unser Wagen vor; ich verließ die Gesellschaft und befand mich nach einigen Minuten wieder allein auf meinem Zimmer.

Wie dankte ich Gott für meine Befreiung! und wie erleichtert fühlte ich meine zuvor beklemmte Brust, da ich wieder

frei

frei im väterlichen Hause athmen konnte. Kaum hatte ich mich umgekleidet: als auch schon mein guter Vater in das Zimmer eintrat; auch er hatte früher und mit einiger Unzufriedenheit die Gesellschaft verlassen, weil der Hofrath bei der Streitfrage, die nach der Mahlzeit aufgeworfen worden war, sich auf der Seite der Gegner befunden, und den Vater durch seinen Widerspruch geärgert hatte. Dies kam mir jetzt in meiner Angelegenheit sehr zu statten: denn kaum hatte ich ihm die Geschichte mit der armen gekränkten Mutter vorgetragen und ihn gebeten, mich nicht in die Hände eines Mannes zu geben, der die erste und heiligste Pflicht verletzt habe, und von dem auch ich mir keine beßre Behandlung versprechen könnte: als er mir sogleich recht gab und gestand, daß er sich selbst in dem Character des Hofraths geirrt habe; er sey ein stolzer und zänkischer Mann, und es sey noch eben Zeit, die Verbindung mit ihm aufzuheben. Ich

küßte

küßte dem Vater mit innigster Dankbarkeit die Hände, und versprach ihm, mich seiner Liebe immer würdiger zu beweisen.

Siehe, liebes Lorchen! so wunderbar hat die gütige Vorsehung bisher mein Schicksal geleitet, daß ich noch zu rechter Zeit der bevorstehenden Gefahr entkommen bin. Diesen Morgen habe ich dem Hofrath alle die Herrlichkeiten, durch die er mich seit einiger Zeit an sich zu fesseln suchte, zurückgeschickt, mit der schriftlichen Erklärung, daß ich aus Gründen, die jeder gefühlvolle und rechtliche Mensch mir zugestehen würde, nimmermehr die Seinige werden könnte. Er wird sich freilich sehr beleidigt fühlen; aber was kann ich dafür, daß er kein beßres Herz hat? Ein Mensch, der seine Mutter bei lebendigen Leibe begräbt, sich derjenigen, die ihn geboren hat, darum schämt, weil sie arm ist, und da der Wohlthat vergißt, wo er im Stande wäre, sie einigermaßen zu vergel

TAYLOR INST. OXFORD

gelten — der ist in meinen Augen der Verworfenste, und wenn er übrigens noch so glänzende äußere Vorzüge besäß. Nicht wahr, du denkst auch so, gutes Mädchen? nun so wirst du auch in deinen Herzen, und wo du kannst, auch unter deinen Bekannten rechtfertigen

Deine treue Freundin
Emilie.

Vierter Brief.

Daß die Geschichte mit dem Hofrath sich hier so unangenehm endigen würde, das hatte ich nicht gemeint, liebes Lorchen! Sie hat mehr Aufsehen in der Residenz und selbst am Hofe gemacht, als ich erwartete. Unsre gute Fürstin hat sich für mich

mich erklärt und meine Entschließung gebilliget; dies hat den Hofrath so tief gekränkt, daß er nicht wieder am Hofe erschienen ist, sondern seine Entlassung gesucht und sie auch sogleich erhalten hat. Der Fürst soll dabei erklärt haben: ein Mensch, der seine Eltern verachte, sey auch keiner Achtung werth. Der Hofrath hat sich seit einigen Wochen von hier entfernt. Man sagt, er werde nie wieder zurück kehren. Seine arme Mutter verließ er in der traurigsten Lage; er hat sie, seit jener Zeit, nicht wieder eines Anblicks gewürdigt, bei seinem Abschied ihr kein Lebewohl gesagt: sondern sie, so wie sein Haus und bewegliche Habe der einstweiligen Besorgung eines seiner Freunde überlassen. Ich habe die gute Alte, an deren jetzigen Leiden ich freilich Ursache bin, zu mir kommen lassen, und es hat mir Mühe gekostet, sie zu überreden, ihren Aufenthalt in unserm Hause zu nehmen, bis sie ihr Sohn zurück fordern würde. Sie

bewohnt das Stübchen nach den Garten zu, das dir, liebes Lorchen, immer so wohl gefiel! und ich lasse es ihr an Nichts fehlen, was zur Bequemlichkeit des Lebens in ihrem Alter erforderlich ist; ja ich halte sie wirklich als Mutter, und sie verdient es auch; ich bringe mehrere Stunden des Tags auf ihrem Zimmer zu, und suche sie durch meine Gespräche zu erheitern; sie liebt mich auch, und es scheint ihr die bessre Behandlung in unserm Hause zu gefallen; doch bemerke ich immer Thränen in ihren Augen, und öfters äußert sie den Wunsch, daß es nur ihrem Sohne wohl gehen möge. Ach er war eine solche Mutter nicht werth!

Lebe wohl, gutes Lorchen und behalte lieb deine Freundin

Emilie.

Melanth

oder

der undankbare Gaſt.

Eine Erzählung aus der alten Welt.

Die Staaten Griechenlands, die ſich durch ihre Verbindung unter einander und den unter ihnen herrſchenden Gemeinſinn, eine lange Zeit im blühendſten Wohlſtande befanden, und die Früchte der frühern Tapferkeit ihrer Väter, die für die Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit mit ſo großen Ruhm gekämpft hatten, genoſſen,

würden dieses Glück noch lange behalten haben, wenn nicht innere Uneinigkeiten sie zerrüttet und Eifersucht und Zwietracht die Bande aufgelößt hätten, die sie zu einer unüberwindlichen Nation vereinigen konnten.

Einer der gefährlichsten Feinde der Freiheit und Selbstständigkeit der Griechen, war der König von Macedonien Philippus, der Vater Alexanders des Großen, der als ein schlauer Fürst die Uneinigkeit der Griechen zu unterhalten, die einzelnen Staaten von dem allgemeinen Bunde zu trennen, und seine Oberherrschaft in Griechenland dadurch zu gründen suchte. Schon hatte er sich mehrere Staaten von Griechenland durch das Glück seiner Waffen unterwürfig gemacht; aber ein noch kräftigeres Mittel, als die Gewalt, war sein Gold, dessen er sich bediente, um die Häupter und Sprecher in den Republiken zu bestechen und für seinen Vortheil zu gewinnen.

Un-

Unter seiner Armee befand sich ein Grieche aus Argolis, der auch vom macedonischen Golde geblendet, und durch die Hoffnung eine glänzendere Rolle zu spielen, sich in die Dienste des Königs begeben hatte, und niederträchtig genug war, sich zu einem Werkzeuge der Verrätherei gegen sein Vaterland brauchen zu lassen. Schon durch sein militärisches Ansehen und seine in verschiedenen Gefechten bewiesene Tapferkeit hatte er das Auge des Königes auf sich gezogen; aber bald bemerkte dieser in ihm das Talent der Schlauheit und Arglist, verbunden mit einer nicht gemeinen Fertigkeit in Reden, und fand ihn so ganz dazu geeignet, sich seiner zu geheimen Aufträgen unter seinen Landsleuten den Griechen zu bedienen, und die Zahl seiner Anhänger und Günstlinge in den verschiedenen Freistaaten zu vermehren.

Mit einem solchen Auftrage war Melanth, so hieß dieser Grieche, einst von dem

dem Könige nach Messena gesandt worden, um einen der dortigen Volksführer und Redner, der sich als einen vorzüglichen Feind der monarchischen Regierung und heftigen Vertheitiger der republikanischen Freiheit bewieß, durch seine Ueberredungsgabe und durch königliche Geschenke zum Schweigen zu bringen. Es war ihm auch darinne gelungen; ja er hatte so gar diesen feilen Menschen zum Dienst des Königes angeworben. Jetzt war er im Begriff zurück zu reisen, in schmeichelnder Erwartung, wie ansehnlich ihm Philipp seine dabei bewiesenen Dienste vergelten würde. Er bediente sich in dieser Absicht des ersten besten Fahrzeuges, das eben unter Segel ging und nach Thessalien zusteuerte.

Schon näherte sich das Schiff der Küste dieses Landes, als plötzlich ein widriger Wind dasselbe tiefer in See trieb, und es auf einige Tage am Einlaufen in den Hafen

fen hinderte; ja, durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns wurde es ganz verschlagen, und in eine gefährliche Bucht eingeängt, wo Felsenklippen und Sandbänke ihm den Untergang drohten. In dieser Gefahr schwebte es einige ängstliche Tage und Nächte, bis sich in der dritten Nacht wieder ein neuer Orkan erhob, und alle Anstrengung der im Schiff befindlichen Mannschaft vergeblich machte. Jeder war nun blos auf seine Rettung bedacht, ohne an die weitere Erhaltung des schadhaften Schiffs, das fast ganz mit Wasser angefüllt war, zu denken; einige suchten sich auf Breter oder Fässern über den Wasser zu halten, andere sich durch schwimmen zu retten; unter den letzten befand sich auch Melanth, der als ein guter Schwimmer lange glücklich mit den Wellen kämpfte, aber die tobende Brandung hinderte ihn das Ufer zu erreichen, bis ihn endlich, da ihn schon die Kräfte verließen, eine hoch aufgeregte Meereswoge ergriff und an das Felsenriff

mit

mit solcher Gewalt hinschleuderte, daß er alle Besinnung verlor; glücklicherweise war er jedoch zwischen einigen zackigten Felsenspitzen so enge geworfen, daß ihn die darauf folgenden Wellen nicht wieder ausspühlen konnten.

Bald nachher wurde die See ruhiger. Melanth kam wieder zur Besinnung, fühlte sich aber an allen Gliedern zerschlagen und außer Stande sich aufzurichten. In dieser fürchterlichen Lage brachte er, ohne sich zu regen, die Hälfte der Nacht zu; erst da die Dunkelheit brach, und der erste Schimmer des aufgehenden Lichtes diese furchtbare Stätte erhellte, erkannte er das Schreckliche seines Zustandes, raffte seine noch übrigen Kräfte zusammen, um sich von diesem harten Lager aufzuhelfen; aber zu seinem Schrecken bemerkte er rund um sich nichts als kahle Felsenspitzen, welche zu erklimmen ihm eine Unmöglichkeit schien. Nach einigen Versuchen gelang es ihm auf ei-

einem schmalen Pfade sich um eine dieser Klippen zu winden, und in einem seichteren, mit Kiesel und Sand angefüllten Grund herab zu steigen; von Nässe und Kälte erstarrt legte er sich auf den feuchten Boden nieder, wo ihm ermattet von langer Anstrengung der Schlaf die müden Augenlieder zudrückte.

Der Morgen war indeß angebrochen, und die Sonne warf wieder ihre erwärmenden Strahlen zwischen den zerstreuten Gewitterwolken hindurch; Melanth fühlte nach seinem Erwachen aus dem Schlafe zwar etwas mehr, aber noch nicht hinreichende Kraft, seinen Weg durch dieses rauhe Felsenthal fortzusetzen; desto ungestümer aber wurde jetzt die Forderung seines ausgehungerten Magens, der seit einigen Tagen ohne Nahrungsmittel geblieben war — und in der ganzen Gegend, so weit er sie übersehen konnte, war keine Spur von Vegetation, nicht ein Grashalm anzutreffen.

Ver-

Vergebens erhob er seine Stimme, so stark er konnte, um menschliche Hülfe beizurufen; die Felsenwände gaben den leeren Schall wieder zurück.

In diesem hoffnungslosen Zustande brachte er noch einen Theil des Tages zu; seine Kräfte schwanden immer mehr; er befand sich schon in einem todtenähnlichen Zustande, aus welchem er auf einmal durch das Bellen eines Hundes geweckt wurde. Als er die Augen aufschlug, bemerkte er in einiger Entfernung einen Mann auf ihn zukommen; diese freundliche Erscheinung fachte wieder den schon erlöschenden Lebensfunken in seiner Brust auf. Nach einigen Augenblicken reichte ihm der helfende Freund die Hand, um ihn aufzurichten, und ein Trank stärkenden Weins, den er ihn aus seiner Flasche reichte, gab ihm neue Kraft. Da aber gleichwohl seine Füße ihm die Dienste versagten, seinen Erretter zu begleiten: so verließ ihn dieser mit dem Verspre-

sprechen, ihn bald auf eine bequemere Art nach seiner Wohnung zu schaffen. In kurzer Zeit kehrte er auch wieder mit einigen Maulthieren, die einen Tragsessel trugen und einigen Knechten zurück, und brachte durch diese Hülfe den unglücklichen Schiffbrüchigen in seine Wohnung.

Hier wurde auf seine Veranstaltung alles angewendet, was dem Fremden zur Erquickung und Wiederherstellung seiner Gesundheit gereichen konnte. Aber es gingen mehrere Wochen vorüber, ehe dieser sich wieder im Stande befand, das Krankenlager zu verlassen, an welches ihn ein heftiges Fieber gefesselt hielt; ja von dem er nicht wieder würde aufgestiegen seyn, wenn nicht die unermüdete Sorgfalt seines Gastfreundes und die zarte Behandlung, die er von allen seinen Hausgenossen, besonders auch von der Tochter des Hauses genoß, seine Genesung bewirkt hätte.

Kleanth, dies war der Name seines edlen Wohlthäters, übte die Tugend der Gastfreundschaft an ihm in ihren ganzen Umfange um desto lieber aus, weil er von dem Unglücklichen erfahren hatte, daß er ein Grieche und zwar aus Argi gebürtig sey, wo auch er in frühern Jahren an einem der dasigen Bürger einen Gastfreund gehabt, der ihm viele Gefälligkeiten erzeigt hatte. Er selbst war aus Theben gebürtig, wo er in den glücklichen Zeiten dieser Republik als einer der wohlhabendsten Bürger eine sehr ansehnliche Rolle gespielt, im nachherigen Kriege seine beyden hoffnungsvollen Söhne im Kampfe für's Vaterland verloren, und sich dann mit seiner einzigen Tochter und einem nicht unbeträchtlichen Reste seines Vermögens auf dies nahe an der Küste liegende Landguth, das er jetzt bewohnte, begeben hatte. Hier lebte er bei den zwar noch fortdauernden Unruhen der Zeit entfernter vom kriegerischen Schauplatz in glücklicher Verborgen-

genheit, baute mit seinen ihm mit innigster Treue ergebnen Leibeignen das Land, und verschönerte durch seinen Fleiß und Aufwand das an sich schon anmuthige Thal, wo seine Meierei lag.

Hier war es, wo Melanth, nachdem er von seiner Krankheit wieder hergestellt war, in Umgang dieser liebenswürdigen Familie auch Geschmack für das Landleben gewann. Oft wenn er mit seinem Gastfreunde und Wohlthäter am Abende auf einer Anhöhe in der Laube saß, von da sie die reizende Gegend und die Geschäftigkeit der Arbeiter übersehen konnten, oder wenn ihm dieser die schönen Anlagen zeigte, die er hier und da gemacht hatte, und er so überall die Spuren der Wohlhabenheit des Besitzers dieses schönen Landgutes bemerkte, beneidete er ihn oft in seinem Herzen, und wünschte sich statt seines bisherigen unsteten Lebens, wo er nur immer von der Laune seines Gebieters hing, seine Tage

in

in einem so ruhigen und glücklichen Zustande verleben zu können. Durch die Verstellungskunst, die er im hohen Grade sich eigen gemacht hatte, und durch die Gewandheit, die er besaß, sich nach eines jeden Neigung zu richten, wußte er sich auch hier beim Kleanth ein solches Zutrauen zu verschaffen, daß dieser ihm mit aller Offenheit und Freimüthigkeit in vertrauten Gesprächen seine Abneigung von der macedonischen Herrschaft gestand, und als ein ächter Grieche die Freiheit und Rechte seiner Nation mit einem Feuer vertheitigte, das ihn oft zu harten Aeußerungen und Urtheilen über die tyrannischen Absichten des Königs Philipp hinriß.

Melanth war schlau genug, seine Anhängigkeit an diesen Fürsten zu verbergen, und sich durch seine geheuchelte Vaterlandsliebe immer fester in der Gunst seines Wohlthäters zu setzen, der ihn gern für immer in seine Familie aufgenommen hätte; aber

aber weniger gelang es ihm, seine Absicht zu erreichen, sich auch der Gunst der Tochter des Hauses zu versichern, an die er vergebens seine Schmeicheleien verwendete, da diese schon ihr Herz an einen edlen jungen Griechen aus ihrer Verwandtschaft gegeben hatte. Da Melanth auf diesem Wege nicht zum Besitz dieses Familiensitzes kommen konnte: so entschloß er sich zur Abreise, und trat nach einigen Tagen, begleitet mit den herzlichsten Segenswünschen seines Gastfreundes, und reichlich mit allem versehen, was zur Reise erforderlich war, seinen Rückweg zu Lande durch Thessalien an.

Kaum war er wieder in Pella, in Macedonien, angekommen, als er sich bei dem Könige melden ließ, um ihn von seiner Gesandschaft Bericht zu erstatten. Der Monarch, der ihn schon wegen seines langen Aussenbleibens für verloren geachtet hatte, nahm ihn sehr gnädig auf, bezeugte

ihm

in einem so ruhigen und glücklichen Zustande verleben zu können. Durch die Verstellungskunst, die er im hohen Grade sich eigen gemacht hatte, und durch die Gewandheit, die er besaß, sich nach eines jeden Neigung zu richten, wußte er sich auch hier beim Kleanth ein solches Zutrauen zu verschaffen, daß dieser ihm mit aller Offenheit und Freimüthigkeit in vertrauten Gesprächen seine Abneigung von der macedonischen Herrschaft gestand, und als ein ächter Grieche die Freiheit und Rechte seiner Nation mit einem Feuer vertheidigte, das ihn oft zu harten Aeußerungen und Urtheilen über die tyrannischen Absichten des Königs Philipp hinriß.

Melanth war schlau genug, seine Anhängigkeit an diesen Fürsten zu verbergen, und sich durch seine geheuchelte Vaterlandsliebe immer fester in der Gunst seines Wohlthäters zu setzen, der ihn gern für immer in seine Familie aufgenommen hätte;

aber

[illegible]

in einem so ruhigen und glücklichen Zustande verleben zu können. Durch die Verstellungskunst, die er im hohen Grade sich eigen gemacht hatte, und durch die Gewandheit, die er besaß, sich nach eines jeden Neigung zu richten, wußte er sich auch hier beim Kleanth ein solches Zutrauen zu verschaffen, daß dieser ihm mit aller Offenheit und Freimüthigkeit in vertrauten Gesprächen seine Abneigung von der macedonischen Herrschaft gestand, und als ein ächter Grieche die Freiheit und Rechte seiner Nation mit einem Feuer vertheitigte, das ihn oft zu harten Aeußerungen und Urtheilen über die tyrannischen Absichten des Königs Philipp hinriß.

Melanth war schlau genug, seine Anhängigkeit an diesen Fürsten zu verbergen, und sich durch seine geheuchelte Vaterlandsliebe immer fester in der Gunst seines Wohlthäters zu setzen, der ihn gern für immer in seine Familie aufgenommen hätte:

aber

aber weniger gelang es ihm, seine Absicht zu erreichen, sich auch der Gunst der Tochter des Hauses zu versichern, an die er vergebens seine Schmeicheleien verwendete, da diese schon ihr Herz an einen edlen jungen Griechen aus ihrer Verwandtschaft gegeben hatte. Da Melanth auf diesem Wege nicht zum Besitz dieses Familiensitzes kommen konnte: so entschloß er sich zur Abreise, und trat nach einigen Tagen, begleitet mit den herzlichsten Segenswünschen seines Gastfreundes, und reichlich mit allem versehen, was zur Reise erforderlich war, seinen Rückweg zu Lande durch Thessalien an.

Kaum war er wieder in Pella, in Macedonien, angekommen, als er sich bei dem Könige melden ließ, um ihn von seiner Gesandschaft Bericht zu erstatten. Der Monarch, der ihn schon wegen seines langen Ausseinbleibens für verloren geachtet hatte, nahm ihn sehr gnädig auf, bezeugte

ihm

ihm seine Zufriedenheit wegen des glücklichen Erfolgs seiner Bemühungen in Messena und sein Mitleid über die auf der Reise ausgestandenen Gefahren, wobei er ihm erlaubte, sich eine Belohnung seiner Verdienste von seiner Gnade zu erbitten.

„Ich habe, sprach Melanth, auf meiner Reise durch Thessalien einen Griechen kennen gelernt, Namens Kleanth aus Theben, der als einer der gehässigsten Feinde Eurer Majestät sich in einem entfernten Winkel des Landes zurückgezogen, daselbst unter der Maske eines Landmanns die gefährlichsten Pläne schmiedet, und den Freiheitsgeist seiner Landsleute zu beleben sucht; die Lage seines Landhauses an der See begünstigt bei den öftern Verkehr mit Fremden seine geheimen rebellischen Absichten, die Ew. Majestät dadurch am besten vereitelt werden, wenn sie diesen gefährlichen Feind von diesem Platze verweisen, und mich, der ich bei meiner zerrütteten Gesund-

ſundheit zu fernern Kriegsdienſten untaug-
lich bin, in den Beſitz dieſes Meierhofes
ſetzen wollten.“

Der König willigte in dieſen Geſuch,
und ſchickte nach einiger Zeit den Melanth
mit einem eigenhändigen Schreiben an dem
Gouverneur der dortigen Provinz ab, wo-
rinne er dieſen befahl, den Thebaner-
Kleanth, als einen gefährlichen Menſchen
außer Landes zu verweißen, dagegen den
Melanth in den Beſitz ſeines Landhauſes
zu ſetzen, und ihm, als der ſich um den
König verdient gemacht habe, in ſeinen be-
ſondern Schutz zu nehmen.

Man denke ſich das Erſtaunen, in wel-
ches Kleanth geſetzt wurde, als er vom
Gouverneur der Provinz mit militäriſcher
Strenge auf königlichen Befehl aufgefor-
dert wurde, in einer Zeit von zwey Tagen
ſein Haus zu räumen und ſich aus der
Provinz zu entfernen; doch mehr als die-

ser despotische Befehl empörte ihn der schändliche Undank seines ehemaligen Gastes, dessen Unverschämtheit so weit ging, daß er sich selbst seinem vorigen Gastfreunde und Erretter wieder unter Augen stellen, sich für den künftigen Besitzer seines Eigenthums erklären, und ihm unter dem Schein von Großmuth den Antrag machen konnte, sich durch die Hand seiner Tochter billige Bedingungen von ihm auszuwirken. Mit edlem Unwillen wendete Kleanth sein Gesicht von dem niederträchtigen Menschen weg, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, rief seine Tochter und führte sie mit den Worten dem Böſewicht zu:

„Ich fand eine Natter, von Kälte erstarrt; ich Thor erwärmte sie an meinem Busen, und sie hat mir nach ihrer Art den erwiesenen Dienst mit einem tödlichen Stich vergolten. Sieh! dieser Nichtswürdige, der mich durch Verrätherei um Haus und Hof bringt, hat noch die Dreistigkeit,

um

um deine Hand zu werben — Theane! ich kenne dein Herz; ich weiß, daß du entschlossen bist, mit deinem Vater lieber in's Elend zu gehen, als mit diesem Ruchlosen unter einem Dache zu verweilen. Komm und folge du mir, und überlaß die Rache den Göttern, die die verletzte Gastfreundschaft schon zur rechten Zeit bestrafen werden."

Sie warfen noch einen Blick der Verachtung auf den Nichtswürdigen und entfernten sich, um sogleich die nöthigen Anstalten zur Abreise zu machen, wobei ihnen erlaubt war, so viel von ihren Habseligkeiten mitzunehmen, als zwey Maulthiere tragen könnten. Es herrschte ein allgemeiner Jammer unter den Hausgenossen, als sie das traurige Schicksal ihrer guten Herrschaft erfuhren; alle ihre Sklaven erboten sich, sie zu begleiten, und Noth und Elend mit ihnen zu theilen; Kleanth wählte nur zwey von ihnen zu seinen Begleitern, und noch ehe der andre

Tag verging, verließen sie mit Thränen im Auge ihren bisherigen stillen und glücklichen Aufenthalt.

Ihre erste Reise war nach der Hauptstadt der Provinz gerichtet, wo der macedonische Gouverneur seinen Sitz hatte. Vor seinem Richterstuhle brachte zuerst Kleanth seine Klage gegen den undankbaren Melanth an: allein so sehr derselbe auch von der Unschuld des Leidenden überzeugt war, so konnte er doch nichts gegen den königlichen Befehl thun; doch gab er dem Kleanth den Rath, sich unmittelbar an den König selbst zu wenden, der besonders seit einiger Zeit an bestimmten Tagen öffentliches Gericht halte, wo jedem, der eine gegründete Klage habe, der Zutritt zu ihm offen stehe; zugleich versprach er ihm, wenn seine Sache zur Untersuchung kommen sollte, sich seiner anzunehmen.